



Berlin, den 14. Dezember 1901.

Der Prinz-Gemahl.

In Vischen anders hatte ich mirs doch gedacht. Nicht gerade paradiesisch. Das giebt's ja seit der niederträchtigen Apfelfgeschichte überhaupt nicht mehr. Immerhin nett, auskömmlich und besser als zu Hause; nicht gar so enger Garnisonstiefel. Hoheit hier, Hoheit da, eigentlich doch nur Staffage und nicht mal ungenirt. Chor und kleine Rollen, wie Mia zu sagen pflegte, das süße Beast. Repräsentiren, das Maul halten und sehen, wo man bleibt. Hundeleben in einer Luxushütte; Luxus für unsere Verhältnisse wenigstens. Die liebe Verwandtschaft nannte es das Große Loos; und Bindelweich, die treue Hofchargensecke, heulte beinahe vor Glück. Jetzt besieht er den Schaden. Aus Rand und Band war ich nie; aber ich ließ die Sache nicht ohne gewisses Behagen an mich kommen. Erstens machts Jedem Spaß, so vor Aller Augen als der für solche Partie passendste Kerl bezeichnet zu werden; gut gewachsen, Zutrauen weckend, Manieren, Hirn und Brustumfang in Ordnung, Grandseigneur und mäle. Mancher war ja böß abgeblit. Zweitens die politische Bedeutung; internationaler Reford; Faktor der Weltpolitik. Und dann: blutjung, bildhübsch und ein Königreich! Na ja: nicht wie bei uns; nichts offen oder geheim Absolutes, nichts mit Patriarchenmacht und allerlei mystischen Angelegenheiten. Daß die Leute hier ziemlich ekkig sind, selbstbewußt und an Botmäßigkeit nicht gewöhnt, wußte ich, hoffte aber, nach und nach einen etwas strammeren Zug in die Chose zu bringen. Ganz sacht und unauffällig; denn enfin habe ich nichts zu sagen. Wollte auch nicht. Im Gegentheil. Erst mal akklimatisiren. Alles very interesting gefunden, trotzdem es mitunter geradezu kasinohaft ledern war. Das dicke Bier, die

viefen Bilder, blutiges Fleisch und jeden dritten Tag Rosenkohl. Aber Aufgabe, Mission; und doch etwas mehr *aisance* als vorher. Hatte so treffliche Vorsätze eingepackt. Nicht König; daran war nicht zu denken. Wozu auch? Unter solchen Verhältnissen kein übermäßig beneidenswerthes Metier. Jede junge Frau aber, war mir stets erzählt worden, ist während der Flitterwochen weiches Wachs. Verliebt, also lenksam. Ich wollte mich nicht vordrängen, sondern durch würdige Zurückhaltung wirken und allmählich dann die Fäden in die Hand kriegen. Nicht etwa das Landentnationalisiren; Gott bewahre: nur auspassen, daß die Lokomotive nicht in falsche Weise kommt. Die Interessen der beiden Völker sind bequem zu vereinen, weisen im Grunde ja nach der selben Richtung. Vor allen Dingen die Stimmung hier kennen lernen. Nicht mit dem Säbel rasseln, nicht zu viel Frömmigkeit und Heimath Erinnerung; den aufgeklärten *prince bourgeois* markiren. War dann erst ein Thronfolger da . . . Der Gedanke hatte was Komisches für mich; und was Fatales. Der Bengel würde Kronprinz heißen und viel mehr sein als ich, der, bei Licht besehen, sein erster Unterthan wäre. Verzwickte Geschichte, komplizirter als mit 'ner Dame, wo die Galanterie Alles ausgleicht: Herkules, der *de bonne mine* Amphitrite seine Hofen tragen läßt. An den Zungen in höherer Rangklasse dachte ich nicht ohne horror. Das lag aber noch in weitem Felde. Hauptsache, den Leuten mal mit positiver Leistung unter die Augen zu gehen, damit sie merken, was Unsererins so im Nebenamt kann. Der Teufel soll mich holen, wenn ich meine Pflicht nicht sehr ernst nahm, mich gewissenhaft vorbereitete; hatte ja meinen ganzen Plan darauf gebaut. Und nun? *Avorté*, Plan und so weiter. Aber schließlich bin ich doch nicht an dem *avortement* schuld. Von mir hings nicht ab und ich kann, wie Bülow beim Zolltarif, sagen: „Ich habe das Meinige gethan, Erzbischöfliche Gnaden.“

*

Uebrigens: Bülow! Der ist mir mit seinem „nationalen Egoismus“ auch gerade zur un rechten Zeit in die Suppe gefallen. Er hat gut reden. Hier beutet man die Sache aus und fragt, ob es nöthig war, solches Gewächs zu importiren. Ich gebe einem der Herren vom Dienst zu verstehen, er solle sich auch bei mir gefälligst etwas mehr schustern: „Nationaler Egoismus!“ Ich gehe aus der kinderlosen Wochenstube auf die Jagd: „Nationaler Egoismus!“ Ja, Schwerenoth, bin ich denn als Wickelfrau gemiethet? Und wenn wenigstens noch was zu wickeln wäre! Daß die Redereien von der großen Flotte bekannt wurden, mit der man eines Tages den Stockfischen hier die Kolonien wegschnappen könnte, war schon schlimm; seit dem offenen Bekennt-

niß zum Egoismus habe ichs ganz verschüttet. Pängst fürchtet die schlecht bewaffnete Sippshaft, verschluckt zu werden; jetzt bin ich der Schwarze Mann. Wie Recht hatte Quere, als er mich warnte: Die Leute werden Sie immer als eine auf ihre Unabhängigkeit eingetragene Hypothek betrachten!

Dabei sind wir glücklich. Ehrenwort. Etwas kommt überall mal vor; und natürlich hat die räthselhafte Verfrühung meine Laune nicht gerade rofiger gefärbt. Aber was die gemeine Preßcanaille erzählt, ist einfach aus den Fingern gezogen. Keine Silbe wahr. Zärtlich wie Priapus und Thïsbe. Und nichts zu machen. Ich war sofort für schroffstes Dementi. Windelweich rieth entschieden ab. Dann würde es erst recht geglaubt. In Hessen habe man Jahre lang dementirt und dadurch den wildesten Gerüchten Einlaß verschafft. Und ob ich das jüngste Beispiel vom Graf-Gemahl schon vergessen hätte. Je stärker der Ton der Berichtigung, desto fester die Ueberzeugung: Alles und noch Einiges ist wahr. Er hat viel Erfahrung; und die Thatsachen haben bewiesen, wie verständig sein Rath war. Auch mit Gerichten ist hier nicht viel zu machen; kein Prokurator mag für mich den Finger rühren. Also ein dickes Fell anschaffen; Rauhaut genügt aber nicht. Kaum eine Zeitung ohne die albernsten Lügen. Und die Wigblätter. Wir sind an die Stelle der Balkanmajestäten gerückt. Wenn ich nur wüßte, was man mir vorwirft! Keiner kann sagen, ich hätte enttäuscht. In Serbien war noch ein Zweifel möglich, wo die Schuld liege; aber hier! Jedem, schreiben sie von Hause, sei es in solcher Stellung anfrugs so gegangen wie mir; mit der Zeit gebe sichs. Schöner Trost. Inzwischen grinsen die Schuhpuxer Einem in die Zähne, — und man soll von früh bis spät huldvoll lächeln.

*

Alte Scharcken sind gräßlich langweilig; mußte aber doch wissen, wie diese Affairen sonst abgelaufen sind. Franz Stefan, der Lothringer, 1708 bis 1765. Neunundzwanzigjährige Ehe mit Maria Theresia. Sechzehn Kinder. Alle Achtung. Und Generalstatthalter der Niederlande. Dabei behielt Madame Zeit, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zu regiren, und er brauchte sich in diesem Ressort nicht zu bemühen. Als die Unterbrechungen ihrer Regententhätigkeit zu häufig wurden, verließ die stattliche Dame ihm immerhin sehr schöne Titel, ließ ihn sogar zum Kaiser krönen. Er soll sich um Politik nicht bekümmern, aber, so heißt es, um „die Hebung von Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe große Verdienste erworben haben“. Warum auch nicht? Dazu wäre ich alle Tage bereit, wenn hier überhaupt was Gescheites zu machen wäre. Jedenfalls hat er gut gelebt

und einen anständigen Posten Geld hinterlassen. Zweiter Fall: Albert, der Koburger. Da weiß man schon mehr. Auch ein hübscher Kerl und Heirath aus Liebe mit Nachhilfe des belgischen Onkels Leopold. Tout comme chez nous. Auch darin, daß ihm anfangs übel mitgespielt wurde. Die Engländer machten sich über ihn und sein Satherland lustig, in den Witzblättern wurde sein Gefolge als eine Horde qualmender und saufender Waldmenschen dargestellt, das Parlament gab ihm eine Apanage, von der er knapp die Ballhandschuhe bezahlen konnte, und als er den Titel King Consort wünschte, fragte man höhnisch, ob er, falls seine Frau vor ihm sterbe, sich vielleicht König-Wittwer nennen wolle. Nach der neunten Entbindung erst konnte er den pauvren Titel Prince Consort durchdrücken. Dabei hatte er sich verengländert, so weit ers irgend konnte, und an der Rivalität der beiden politischen Parteien wie an dem schlechten Ruf des Welfenhauses wichtige Bundesgenossen gefunden. Alle Jahre prompt ein Kind: Das wurde ihm hoch angerechnet und schließlich war seine Position ganz gut. Den Gedanken, die Kronrechte nach kontinentalem Vorbild zu erweitern, hat er sich bald abgewöhnt und nur im Verkehr mit den deutschen Vettern noch überlegene Weisheit zur Schau getragen. Zu Hause hielt er sich still, sückte ein Bißchen im Trüben und „wirkte gemeinnützig“: Musterfarm, Armenschulen, Besserungsanstalten und ähnliche Sachen, die hier nicht zu machen sind. Selbst wenn man viel mehr Geld hätte, könnte man den Leuten hier nicht zeigen, wie der Boden auszunützen und Vieh zu züchten ist. Und als ich neulich von meiner Absicht, bei der Residenz später ein Kadettenhaus zu bauen, ein Wort fallen ließ, hieß es gleich, dazu sei hier wohl kaum der geeignete Platz. Hol der Henker meine .. ach nein: meiner Frau Landesfinder! Oder lieber nicht. Denn zu ihnen gehört ja auch der Mann der Landesmutter.

Der Lothringer und der Koburger kamen aus kleinen in große Länder. Kein Engländer konnte Leopolds Neffen für einen gefährlichen Haijiich halten. Und doch ist der schöne Albert, trotz aller Geschicklichkeit, Jahrzehnte lang seines Lebens nicht froh geworden. Wie wäre es ihm erst ergangen, wenn seine Vicki solches Malheur gehabt hätte! Diese alten Historien sagen mir gar nichts. Liebe Müh' umsonst. Toll ist nur, daß man so was ganz ruhig drucken darf. Mein Nekrolog kann ja recht niedlich werden.

Eigentlich war meine Stellung vom Anfang an schief. Man denkt sich so einfach. Er soll Dein Herr sein! Auch ohne Titel und Amt wird sich eine Art von Vormundschaft ergeben, man wird Gutes thun können und für

das Schlechte nicht zu büßen brauchen. Nachher kommts ganz anders. Jeder paßt auf, ob man nicht zu viel Einfluß habe, sich nicht etwa in Staatsgeschäfte mische. Staatsgeschäfte! Dinge, die meiner Frau den Kopf warm machen und das künftige Leben meines Kindes gefährden, sind für mich Staatsgeschäfte, um die ich mich nicht zu kümmern habe. „Sei froh, daß Du davon nichts verstehst, mein Herz!“ Klingt fabelhaft, wenn man nach zweimonatiger Ehe beim Frühstück sitzt. Und so gehts manchmal bis tief in die Nacht. Depeschen, Vorträge, Empfänge. Ich kann sehen, wo ich bleibe; ich verstehe ja doch nichts davon. Kann mich aber, weil man mich überall kennt, auch nicht nach meinem Geschmack amüsiren. Soll immer parat sein, wenn für Familienglück gerade eine halbe Stunde frei ist. Madame ist müde, nach langen Unterschreibereien in der Regel abgspannt, nervös, wie alle jungen Frauen um diese Zeit, und will sich für die Abendtafel auffrischen. „Du hast doch den ganzen Tag nichts zu thun gehabt, Liebster; da könnte Deine Laune schon besser sein.“ Daran, daß ich den halben Tag herumgelungert und gewartet habe, denkt sie nicht. Frage ich zu lange, so bin ich lieblos. Lade ich mir Freunde aus der Heimath ein, so giebt's Gerede: Aha, jetzt bringt er seine Leute an den Hof! Trotz Alledem sind wir glücklich. Ich gehe über meine Grenze nicht hinaus. Dem Ministerpräsidenten, der mir von der Hoffnung des Volkes auf baldige sachgemäße Erledigung der Thronfolgefrage sprach, habe ich geantwortet: „Excellenz, es ist mein unerschütterlicher Grundsatz, mich nie in Staatsgeschäfte zu mischen.“ Der gute Mann war einfach starr. Lange nicht so gelacht. Seit einem Vierteljahr die erste vergnügte Viertelstunde.

Wüßte ich nur, was ich hier zu thun habe!

*

Ein Brief von Quer, der den Klatsch nicht ernst nehmen will:

„Das vergeht mit dem Tag. Albert und Ferdinand von Koburg haben die Wigblattern überstanden. Schlimmer scheint mir Anderes. Erstens der nationale Egoismus. Wir stehen nun einmal in dem Ruf, nach dieser Richtung Grenzüerrückungen zu suchen. Und einer Regentin der Niederlande läßt Goethe ins Gesicht sagen: „Will ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regirt werden als von Fremden, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten Aller zu erwerben suchen, die einen fremden Maßstab mitbringen und unfreundlich und ohne Theilnahme herrschen?“ An Ihrem Takt zweifle ich nicht; doch kein guter Wille schützt vor Verdächtigung. Besonders nicht in einem, sauf le respect, so unnatürlichen Verhältniß. Ich bin sehr für Königinnen. Es ist eine alte Warotte

von mir und ich kann mich darauf berufen, daß Elisabeth, Maria Theresia, Katharina — bitte: trotzdem! —, Viktoria und Tse-Si ihr Geschäft ganz vorzüglich besorgt haben. Der Prozentsatz der Brauchbarkeit ist wesentlich höher als bei gekrönten Männern. Und heutzutage namentlich wäre es das einzig Richtige. Am Ende entdeckt noch irgend ein ‚Quellenforscher‘, das Salische Gesetz sei nur die Reaktion gegen bis ins Frankenreich fortwirkende Reste des Mutterrechtes gewesen. Aber im Ernst: ich gehe noch weiter als Treitschke, der meinte, die Rolle eines konstitutionellen Königs könne eine klug berathene Frau fast noch besser als ein Mann spielen; denn eine Fürstin darf, ohne Aergerniß zu erregen, mit der naiven Unbescheidenheit der Weiber Alles, was unter ihrem Namen geschieht, für ihr eigenes Werk ausgeben und die Galanterie der Männer gestattet den Frauen stets, über unverständene Dinge zuversichtlich abzusprechen. Das ist ironisch gemeint und mündet in ein Urtheil über Alberts Viktoria, das so falsch ist wie beinahe Alles, was der Preußenteologe über englische Zustände schreibt. Die Quosen hat viel mehr und viel weiter reichenden Einfluß gehabt, als er ahnt, und gerade wir könnten . . . Item, ich bin für Königinnen. Die müßens schon toll treiben, um verhaßt zu werden. Dilettiren sie in Künsten und Wissenschaft: alles Mögliche für eine Dame! Sind sie schnell mit dem Wort fertig: *présence d'esprit*. Wechselfn sie jäh ihre Meinung: famosos Weib, das keinen Eigenstan kennt. Selbst tyrannische Anwandlungen einer Dame erträgt man und denkt, wie Egmont über die schon einmal citirte Regentin: ‚Weiber möchten immer gern, daß sich Alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte, daß jeder Herkules die Löwenhaut ablegte und ihren Kunkelhof vermehrte‘. Redseligkeit, romantische Vorstellungen, Freude an Prunk und Pug: Alles dankt an einer Dame natürlich, reizt nicht zu hartem Tadel. Im ärgsten Fall lächelt man mitleidig über die arme, schwache Frau. Doch der Mann einer Königin, der nicht König ist, hat fürs ganze Leben eine Niete gezogen. Gehts schief, dann wälzt man die Hauptschuld auf ihn; gehts glatt, dann ist's sicher nicht sein Verdienst. Und die Ehe selbst! Wenn wir den Tag zu vierundzwanzig Stunden rechnen, hat für sechs, acht Stunden der Mann die unentreibbare Uebermacht und nichts kann ohne seine Initiative entstehen; während der übrigen Zeit hat er sich gefälligst zu fügen und auf jegliche Initiative zu verzichten. Feministen behaupten jetzt, Mann und Weib könnten schwierige, ganz verschiedene Geschäfte treiben und doch in vortrefflicher Ehe leben; so werde es künftig immer und überall sein. Mir fehlt der Glaube. Ich fürchte, bei so überlasteten Maschinen wird es nie ohne gefährliche Reibungen abgehen und

die Männer werden den Ehezwang fliehen, wenn sie, statt der Gehilfin, die ihr Leben mitlebt, nach aufreibender Arbeit eine ‚Individualität‘ mit der vernünftigen Auslebenseinstellung und von des Tages Qual zerrütteten Nerven finden. Doch ich bescheide mich gern und warte des neuen Wunders. Wie aber soll das Exempel stimmen, wenn die Frau, außer den Anstrengungen der Mutterschaft, noch die intensivste Gehirnarbeit zu leisten hat und der Mann in geschäftigem Müßiggang lebt, wenn sie von ihm die Frische, das erquickende Eingehen auf ihre Interessen erwartet, das ganze Bündel willig gewährter Dienste, das dem Begatter seit Jahrtausenden die Frau, die Mutter der Kinder bereitet hat? Wenn der Mann nur für eine Funktion gewählt ist, zwar die wichtigste, doch die auch, die am Meisten den Neid reizt? Im Bienenstaat — der ja sehr eindringlich für meinen Glauben an die Möglichkeit des politischen Matriarchates spricht — kommt der Drohnenjunker, der beim Hochzeitflug zur Befruchtung zugelassen war, seiner Königin nie mehr zu nah. Wollte er, im Hochgefühl seines leichten Sieges, üppig neben Frau Weisel thronen, immer den ersten, privilegierten Hofherrn spielen, dann beläme ers bald mit dem Gewimmel der Arbeitbienen zu thun. . .“

Na, so schlimm ist's nun nicht. Geschäftiger Müßiggang! Für eine Funktion! Und überhaupt! Kästiger Passagier nachgerade.

„Freimuth nicht verübeln . . . leidige Pflicht, unbequeme Wahrheiten . . .“
 Bleh. „Uebrigens giebt es hier schon wieder eine andere Sensation. Der zweite Sohn des Freiherrn von Windelweich hat sich einer russischen Jüdin verlobt. Yodz oder Odessa. Vier Millionen; Rubel! Pour l'amélioration de la race, sagte er beim Jagdrennen; was sehr nöthig ist. Aussehen machts genug. Eine Familie, die sich rühmt, schon unter dem zweiten Dedo ungefähr den Bettinern gedient zu haben. Und um schnödes Geld und mit der Verpflichtung, seinem alten Namen den noch älteren des braven Schwiegervaters anzuhängen!“ . . . Skandal, daß der Alte sich zu dem Schacher breit schlagen ließ! Immer wieder der Goldregen, ganz wie bei Veda. Mir kanns recht sein. Nur als schlechtes Beispiel für die Masse sehr zu bedauern. Der arme Runo wird ja nie Herr im Hause werden . . . Ob der Premier jetzt endlich abgefertigt und Madame für mich zu sprechen ist? . . . Einzige Funktion! Eigentlich unvershämt; Der gute Mann soll mein Prestige hier noch kennen lernen. Ach . . . „Als ich noch Prinz war von Arkadien . . .“



Guyaus Kunstphilosophie.

Die Aesthetik Guyaus ist utilitarisch. Sie stammt aus einer geistigen Strömung, die während eines großen Theils des neunzehnten Jahrhunderts geherrscht hat und die man als das Resultat einer tief greifenden und sichtbaren moralischen Krisis bezeichnen kann. Sie erörtert und begründet Prinzipien, die als die Basis menschlicher Bewusstheit zu betrachten sind. Sie beschäftigt uns noch immer, denn sie ist von Bestand und es wird vielleicht nicht einmal diesem Jahrhundert beschieden sein, sie zu klären. Man darf sich also nicht wundern, ihren Widerhall auf allen Gebieten der Philosophie zu vernehmen und in ihr den Grund für vorübergehende Ansichten zu finden, die in berebten Worten ihre Verkündung übernehmen.

Man darf wohl sagen, daß uns das neunzehnte Jahrhundert eine Erneuerung, eine geistige Wiedergeburt der Wissenschaft gebracht hat. „Die Menschheit“, sagt Guyau, „hatte sich bisher auf drei Gleisen bewegt: dem religiösen, dem ethischen und dem künstlerischen. Der Geist der Wissenschaft hat die Grundlagen der verschiedenen Religionen fast ganz zerstört; heute greift er die überkommenen Prinzipien der Moral an, ja, er scheut nicht mehr vor der Kunst, dem letzten Rest sentimentaler Weltanschauung, zurück.“ Guyau ist zu wissenschaftlich veranlagt, um die Wichtigkeit des Wissens zu bestreiten oder gar den Kampf gegen seine überragende Bedeutung mitzumachen. Aber er liebt die Kunst und möchte eine Lanze für sie brechen. Er sucht eine Vermittlung im Geiste der modernen Wissenschaft und nimmt sich vor, endgiltig zu zeigen, daß das Leben selbst das Prinzip der Kunst bildet, daß die Kunst den Ernst des Lebens spiegelt.

Die moderne Zeit hat die Religiosität früherer Zeiten vernichtet und namentlich jene gewaltigen Organisationen über den Haufen geworfen, die man als das Werk des phantastischen Mittelalters bezeichnet hat. Die Renaissance hat Kunst und Religion zu scheiden gewußt; die Kunst hat sich dann hinter metaphysische Theorien geflüchtet, die innerhalb der Grenzen der Vernunft blieben, sich als deren Verkörperung ausgaben und ihre unübertreffliche Schönheit für sich in Anspruch nahmen. So kam der Tag, da das positive Wissen sich auch dieses Gebietes bemächtigte. Die experimentelle Psychologie machte sich zur Aufgabe, die Empfindung zu analysiren, ihre geheimsten Formen zu entzählfeln, den Prozeß des geistigen Lebens zu zerfasern. Dem Phänomen der Willensbildung, dem des Entstehens der Gedanken wurde nachgespürt, — in einem Augenblick, da die Wissenschaft die Oberfläche der Erde mit unaßlicher Schnelligkeit umgestaltete, die Nationalökonomie eine gänzliche Umwälzung erfuhr, indem sie vom Ackerbau in die

Industrieepoche hinübertrat, und schließlich die „reine“ Wissenschaft, insbesondere die Naturphilosophie, in fünfzig Jahren eine gründlichere Umwandlung erfuhr als früher in Jahrhunderten. Zugleich hatte die Kunst, die der Renaissance ihre freie Entfaltung verdankt, die oberflächlichen, aber liebendwürdig raffinierten Formen des achtzehnten Jahrhunderts angenommen und beharrte bei ihnen. Während eine neue Riesenwelt an ihrer Seite entstand, betrachtete die Kunst sie mit verständnißlosen Blicken, im Vollgefühl ihrer eigenen Ignoranz und in knabenhafte Empfindeleien verloren. Es bedurfte erst eines gewaltigen Anstoßes, damit auch die Kunst sich zur Höhe der zeitgenössischen Wissenschaft aufschwingen mochte. Der Künstler neigt zur Bequemlichkeit: er betrachtete die Wissenschaft als seine Feindin, proklamiert die Unverträglichkeit von Wissen und Kunst und scheute jede Initiative.

Dafür hat sich die Wissenschaft gerächt: sie hat die Kunst analysirt, fast ohne sie zu kennen; nur mit ihren Bastardformen beschäftigte sie sich mit Vorliebe. Da fand sie bequeme Angriffspunkte: in der Geschichte sah sie sie mit religiösen Formen verquid; in der Gegenwart empfand sie sie, von einigen gewaltigen Einzelercheinungen abgesehen, als schwach und gebrechlich, ohne ersichtliches Ziel und ohne kontrollirbaren Zweck. Und wie vorher die Religion, so prophezeite nun auch die Wissenschaft der Kunst den Untergang oder ein schwächliches Weitervegetiren im Schatten der Siegerin.

Woher nun die drei Theorien, die Guyau in der Vorrede seiner Kunstphilosophie zusammenfaßt? Eine erste Theorie von wissenschaftlichem und philosophischem Charakter führt die Kunst, wie das Schöne überhaupt, auf ein Spiel unserer Anlagen zurück; diese Theorie negirt nicht die Kunst; sie räumt ihr vielmehr eine bedeutende Funktion im menschlichen Leben ein. Sie sei zwar eine eitle, aber gesunde Uebung unserer höchsten Anlagen . . . Dieser Theorie über die Kunst als ästhetisches Spiel reiht sich eine andere, radikalere an. Wenn die Kunst nichts ist als ein Spiel, so steht sie tief unter der ernstesten Arbeit der Wissenschaft. Hat sie dann wirklich die Zukunft vor sich, die man ihr verspricht? Das Spiel ist Kindern nothwendiger als reifen Menschen. Es giebt eine Anzahl „positiver“ Menschen, für die die Kunst überhaupt nur eine Kinderei ist. Wird sich in Zukunft nicht die gesammte Menschheit zu dieser Ansicht bekennen? . . . Schließlich tragen unsere modernen Künstler selbst nicht wenig dazu bei, die Kunst herabzuwürdigen, indem sie sie zu einer reinen Formsache machen. Die Maler rühmen Das, was sie in ihrem Argot chic nennen, die Dichter ihre rime riche. „Die Form wird der einzige Gegenstand ihrer Vorliebe. Und nicht nur in der Theorie: auch in Wirklichkeit scheint die Kunst ein Spiel der Geschicklichkeit oder eine Kraftprobe im geschickten Gebrauch der Augen und Ohren.“ Gegen diese drei Ansichten erhebt Guyau Einspruch. Er will die Kunst vor dem

Verfall retten. Er sucht überall nach den Quellen der Inspiration; und da er sie im Bereiche der Ideen nicht findet, wird er Realist, sucht er sie im Leben und kommt zu der Formel: „Die Kunst ist das Leben selbst.“

Der Satz ist ungeheuerlich paradox. Die Kunst hängt vom Leben ab. Ja. Aber doch nur so weit, wie das Leben verstreute Schönheiten und vereinzelte Harmonien enthält. Die Kunst ist das idealisirte Leben und nicht das Leben schlechthin. Sie entleibt den Realitäten die Elemente, die sie in Einklang bringt und vereinheitlicht, indem sie natürlichen Vorgängen einen besonderen Genius einflößt, der aber wieder vom Intellekt des Künstlers abhängt. Wollte man behaupten, die Kunst sei das Leben schlechthin, so hieße Das, ihren überlegenen Charakter, ihre Harmonie, verleugnen, deren wunderbare Rhythmen eine bereidete Sprache sprechen als das Leben, und ihre rein geistige Natur in Abrede stellen, die sich der Bewegungen und der ihrer Geschöpfe bemächtigt und zur strahlenden Höhe reiner Vernunft emporleitet. Kurz: die Kunst ist nicht das Leben, sie ist nur Deutung des Lebens. Guyaus Utilität-Aesthetik dagegen beruht auf dem Utilitätscharakter der Kunst, der seine Vorstellung von dem erhabenen Phänomen der Schönheit verengt. Ihre Quelle glaube ich in einer Theorie gefunden zu haben, in die sich gerade besonders hochbeanlagte und vornehme Gelehrte heillos verbissen haben. Diese Theorie mindert nach meiner Ansicht die meisten ästhetischen Arbeiten und hebt ihren Werth fast völlig auf. Es ist die Spieltheorie. Sonderbarer Weise hat sie ein Dichter der Philosophie sich einverleibt: Schiller hat zuerst das Wort von der Kunst als Spiel in Umlauf gebracht. Er formulirte damit einen kantischen Gedanken. Aber Spencer und die meisten seiner Zeitgenossen, die sich in der Folge mit der Aesthetik befaßten, gaben der Theorie im blinden Vertrauen auf ihren Urheber positive Grundlagen. In einer der bemerkenswertesten Studien über Goethes Faust schließt sich Pierre Lafitte, der Nachfolger Auguste Comtes an der Spitze der Positivisten, dieser Theorie an. Ich erhebe gegen sie den nachdrücklichsten Einspruch, da ich glaube, daß die Frage auf ein ganz anderes Gebiet hinüberzuleiten ist.

Die Behauptung, daß die Mühe beim Menschen die ungebrauchten Kräfte aufrüttelte und die Thätigkeit auf Alte hinleite, deren Nutzen nicht ein unmittelbarer sei: nämlich auf das Spiel, um der Langeweile eine Ableitung zu schaffen, ist eben so verführerisch wie einseitig. Hier darf man den Ursprung der Kunst kaum suchen. Ich meine, daß spielend nichts Großes sich schaffen läßt und daß das Primitive im Spiele jedes Wesens in Wirklichkeit ganz anders zu deuten ist. Wenn der Armenisch zum Beispiel tanzte, dann spielte er nicht: er vollzog vielmehr einen gottesdienstlichen Akt von höchster Wichtigkeit. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß die Tänze der Wilden einen religiösen Charakter tragen. Der Fetischanbeter tanzt, um

einen bösen Geist zu bannen oder eine Krankheit zu heilen. Selbst ähnliche Bräuche bei den geschichtlichen Nationen weisen auf ähnliche Anlässe. So die Kriegstänze der Griechen, die Tänze der Diener des Askulap, ihre Festzüge und andere Veranstaltungen. Wenn der Wilde nur dem Spieltrieb nachgegeben hätte, wäre er über das Thier nie hinausgekommen. Schon während seiner vorwiegend noch animalischen Entwicklung stellten sich aber beim Menschen Ideenassoziationen ein, die das Spiel zur bedeutsamen Form erhoben. Ethnographie und Folklore wollen uns den Geist des Urmenschen als eine einfachere, ja, einfältigere Ausgabe des Geistes des civilisirten Menschen darstellen. Wir wissen aber heute, daß dieser Geist des Urmenschen im Gegentheil gerade sehr komplizirt und mit einer Menge von Vorstellungen und Gedanken ausgestattet war, deren Zusammenhang nicht klar ist, die aber trotzdem eine entschiedene Einheit bildeten. Nun stellt sich uns der Ursprung der Kunst in ganz anderem Lichte dar. Ich behalte mir vor, in einer besonderen Studie darzulegen, daß er lediglich religiöser Natur ist . . . Betrachten wir zum Beispiel die ersten Verzierungen der Töpferkunst: die schnürrenden Striche begann man mit Thon zu verstreichen, um die primitive Vase unzerbrechlich zu machen. Als nun der Zufall oder die Schärfe individueller Beobachtung — also nicht etwa müßige Spielerei — erwiesen hatten, daß der Thon sich brennen ließ, fand man die einschnürrenden Striche überflüssig, löste sie ab, behielt aber von der bei der Modellirung angewandten Verschnürung die Einprägung des Striches als Verzierung zurück. So entstand der erste Schmuck in der Töpferkunst. Aber diese Thatsache erschien dem Urmenschen nicht als das Verhältniß von Ursache zu Wirkung, die für uns die einzig richtige ist, — er sah in ihr eine übernatürliche Vermittelung: der „Geist“ des Striches hatte die rohe Vase modellirt und ihr nicht eine ästhetische, sondern eine religiöse Bedeutung hinterlassen, eine vergeistigte Spur höherer unbekannter Einwirkungen.

Solche Spuren bleiben noch in den großen Kulturen der historischen Dämmerzeit. Die ägyptischen Bildsäulen, die assyrischen Kolosse, die in uns eine Erregung rein ästhetischer Art hervorrufen, waren für ihre Zeitgenossen Werke von rein religiösem Werth. Eine Statue wie die des Theif el Beled, für uns von erstaunlicher Realistik und anschaulichster Beredsamkeit, war dem Ägypter nur ein Symbol des Körperlichen, das ihm das Geheimniß des künftigen Lebens offenbarte, das sich, im ewigen Schweigen des Grabes, mit der Vorstellung des Doppelseins assoziirte und ihm das Glück der Seele verbürgte. Wenn wir auf dem Feldherrnstab prähistorischer Tage die Gestalt eines Rennthiers erblicken, so hat sie für uns nur die Bedeutung einer ornamentalen Verzierung, während der Künstler, der sie gebildet hat, in ihr ein Mittel sah, den Geist des Rennthiers festzuhalten, um seine Waffen, seine Jagd und

sein ganzes Glück unter dessen Schutz zu stellen und durch den Besitz des Bildes sich den Dienst des primitiven Gottes zu sichern.

Ich müßte diese Auffassung weiter entwickeln, um sie als unanfechtbar zu erweisen. Was ich angedeutet habe, genügt aber, um die reale Basis, den ursprünglichsten Grund der Kunst zu beleuchten. Wenn nur dieser Ursprung religiöser Art ist, so hat das Spiel nichts damit zu thun. Und fragen wir, was die Spieltheorie veranlassen konnte, so finden wir, daß sie allerdings auf einen Theil der Wahrheit sich stützt, den Gouau, um sie in seiner Auffassung zu vervollkommenen, ihr gerade entzieht. Kant hatte die Empfindung des Schönen zu der des Nützlichen und der Vollkommenheit in Gegensatz gestellt. Schiller scheint das Selbe beabsichtigt zu haben, als er diese Theorie aufnahm. Später hat sie auch Spencer und seine Schule beeinflusst. Thatsächlich aber steht das Schöne durchaus in keinem Gegensatz zum Nützlichen, wenn es mit ihm auch durch kein Band verknüpft erscheint. Diese philosophische Auffassung, die in dem von Kant dargelegten Zusammenhange wahr ist, hat die moderne Aesthetik zu der Spieltheorie verführt. Schon Grant Allen hat die schwache Seite dieser Theorie deutlich empfunden und darum einen fundamentalen Unterschied zwischen Spiel und Kunst aufgestellt. Nach ihm ist das Spiel die uninteressirte Ausübung thätiger, die Kunst diejenige rezeptiver Funktionen. Eine durchaus richtige Unterscheidung; denn sie stellt eine fundamentale Thatsache fest: das Bewußtsein muß von jedem Vorurtheil, von jeder körperlichen wie rein geistigen Thätigkeit frei sein, um die ästhetische Erregung in ihrem vollen Umfang genießen zu können. Auch hier will Gouau die Theorie vervollständigen und thut es, indem er die Unterscheidung Grant Allens — unterdrückt. Das Streben zur Vervollkommnung dieser Theorie veranlaßt ihn also, die beiden bedeutsamen Wahrheiten, die sie enthüllt, zu amputiren, statt sie gegen die bis zum heutigen Tage dawider erhobenen Einwürfe zu vertheidigen. Was bleibt nach solcher Entstellung also noch an dieser unglücklichen Theorie und wohin führt die ihr neu gegebene Gestalt?

Wir sind damit wieder an den Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurückgelangt. „Das Prinzip der Kunst ist im Leben selbst zu finden“, hat Gouau behauptet. Er modifizirt die Theorie der englischen Schule und läßt uns ihre Grundgedanken bis zu den äußersten Konsequenzen verfolgen. Denn thatsächlich ist nach Gouau das Schöne der nahe Verwandte des Nützlichen; ja, es ist das Nützliche selbst. Das Schöne ist nicht „beinahe“ eine Handlung, — es ist die Handlung selbst. Er tadelt an der kritischen und an der evolutionistischen Schule, daß beide das Schöne vollständig intellektualisirt hätten. Er sucht im Schönen vorwiegend das Sensible und Motivische, worüber das Schöne seinen ästhetischen Inhalt verliert. Schon als

Nützliche an sich verkörpert in seinen Augen eine gewisse Schönheit; es scheint ihm „der erste Schritt zu ihr“. Dem Nützlichen entspricht das Bedürfnis, dem Bedürfnis die Begierde: das Nützliche, das Bedürfnis, die Begierde wären danach also die Grundlagen der Kunst. Wenn Gouau zu zeigen beabsichtigt hätte, daß er nie eine ästhetische Empfindung gehabt hat, — einen besseren Beweis hätte er nicht finden können. Ich gebe gern zu, daß das Spiel der harmonisch gebundenen mechanischen Kräfte an einer Hängebrücke, an der Kurve ihrer Tragketten, ihr etwas unbestreitbar Elegantes verleiht. Aber diese Eleganz hat mit dem Nutzen der Brücke nicht das Geringste zu schaffen. Die Tragketten bilden eine schöne Kurve, wie ein Baum schönes Geäst, eine Pflanze schönes Blattwerk besitzt, ohne daß das Merkmal der Schönheit zu ihrer Existenz das Mindeste beiträgt. Ich kenne sogar Gegenden, wo Verkehrsbedürfnisse Brücken nöthig gemacht haben, die in ganz hervorragender Weise das Nützlichkeitprinzip verkörpern und dennoch die umgebende landschaftliche Schönheit schmerzlich entstellen. Ein anderes Beispiel: Wir bedienen uns schon recht lange der Messer und Gabeln, des Salzfasses, des Messerhalters und ähnlicher Dinge, aber nur in einigen Epochen und neuerdings wieder haben die Künstler mitgewirkt, diesen Dingen gefällige Formen zu suchen. Haben sie ohne solche Zier, hübsch oder häßlich, wie sie waren, ihre Nützlichkeitfunktion schlechter erfüllt? Unser Philosoph treibt den Antheil des Nützlichen am Schönen so weit, daß er behauptet, eine unbeschreibliche ästhetische Empfindung gehabt zu haben, als er einst nach einem mühseligen Marsch durchs Gebirge einen Becher Milch leerte, den ein Schäfer ihm reichte. Professor Sergi bemerkt dazu, in seinem bekannten Buch über die Empfindungen, sehr treffend, daß dieser Vorgang wohl in dem Zuschauer, aber nicht in dem direkt mit seinen animalischen Trieben an ihm Betheiligten ästhetische Empfindungen wachrufen kann. Eben so verhält es sich mit den von Gouau angeführten Beispielen: der Venus von Milo, der „Nacht“ von Michelangelo, der Joconda von Lionardo da Vinci. Er meint, das Unvermögen, Leben und Wirklichkeit, wie sie an sich sind, wiedergeben zu können, sei einer der Fehler menschlicher Kunst. „Leben und Wirklichkeit“: Das seien die wahren Ziele der Kunst, die sie nur wegen eines Mangels an Schöpferkraft nicht zu erreichen vermöge. Darauf hat bereits Sergi die richtige Antwort gegeben: Wären die Venus von Milo, die Joconda, die „Nacht“ durch die Schöpferkraft ihrer Künstler lebendige Frauen geworden, so würden sie nur sexuelle Begierden und Empfindungen auslösen. Diese Antwort ist richtig, aber doch etwas übertrieben. Die Venus von Milo und die „Nacht“ waren schon, ehe der Künstler sie formte, idealisirte, ins Aesthetische erhöhte Vorstellungen und stehen, ins Leben gerufen, daher zu hoch über uns, um unser Fleisch zu erregen. Aber ohne jede Beziehung zu unserer Welt und unserem Leben

würden sie doch unwirklich kalt und höflich erscheinen. Die Erhabenheit der Kunst besteht darin, über dem Leben zu stehen, dessen nackte Realitäten zu unterdrücken; eine *Joconda* soll uns mit Mitteln vor Augen gestellt werden, die genügend abstrakt sind, um uns der Knechtschaft unserer Sinne zu entreißen; daneben aber doch wieder genügend konkret, um die Geschöpfe der Vernunft und der Phantasie, des Gedankens, des Rhythmus und der Grazie, unserer Empfindung zu vermitteln. Wenn ich sehe, wie Gouau von „Mißgeburten“ spricht, weil die Kunst Leben und Wirklichkeit, wie sie an sich sind, nicht erreicht, wie er den rein organischen Funktionen, der Athmung, der Ernährung, der Bewegung, der Fortpflanzung ästhetischen Charakter beilegt, den Geschlechtstrieb an sich als einen nie erlöschenden Herd ästhetischer Empfindungen ansieht, so kommt mir Das wie ein Hohn auf alle anderen Errungenschaften der Menschheit vor. An keiner Stelle seines Werkes verräth Gouau das Vermögen, ein Kunstwerk seinem Wesen nach völlig zu erschöpfen; nirgends beschreibt er eine rein ästhetische Empfindung. Er scheint nicht zu wissen, daß es ein Gebiet giebt, wo weder das Bedürfniß noch die Begierde herrschen, wo Triebe und Empfindungen nur zu Vermittelungen von feinen, zarten, raffinierten, seelischen Vorgängen dienen, wie sie reiner im menschlichen Gedanken nicht gedacht werden können. Dieses Gebiet — man könnte es, mit Schiller, das der Freiheit nennen — kennt unser Aesthetiker nicht oder er verkennet seine wesentliche Bedeutung für das Reich der Schönheit; ein Beweis mehr für die Behauptung, daß dieser Philosoph wirklich ästhetische Erregungen nicht gehabt, ästhetische Erlebnisse nicht durchlebt hat. Er nahte ihnen nur mit den Reflexionen und den anmaßlichen Beobachtungen des Gelehrten und Literaten.

So erklärt sich seine Kunstphilosophie. Geistig — in einem allerdings leider nicht seltenen Maße — einseitig, mit einer Art Blindheit behaftet gegenüber allen künstlerischen Regungen und Vorgängen, wollte er trotzdem die Kunst analysiren und ihre Erzeugnisse richtend beurtheilen. Moralische und soziologische Motive führten ihn auf dieses Gebiet, kein spontanes Bedürfniß. Beim Studium der ästhetischen Erregung wendet er zunächst die introspektive Methode an. Das heißt: er objektivirt, was er in sich findet. Da findet er die „Freude, zu leben“, die Lust, die ein befriedigtes Bedürfniß begleitet. Und damit glaubt er, bis an die Quelle der mächtigsten Gemüths-erregungen gedrungen zu sein und sie ausgeschöpft zu haben; glaubt er, Das gefaßt zu haben, was die Menschen um ihn herum Kunst und Schönheit nennen. Kein Wunder daher, daß das Leben ihm der Kunst überlegen oder mindestens gleich schien. Trotzdem der Wunsch, ihr Wesen zu verstehen. Ob sich darin nicht doch ein klein Wenig das Bewußtsein verräth, daß die Natur seinem Verständniß hier eine Grenze gesetzt hatte? Ich kenne sonst ganz hervor-

ragende Köpfe, die, trotz dem heftigsten Bemühen, Schönheit zu empfinden, immer wieder an einer solchen Grenze ihrer Natur gescheitert sind —: eine Erscheinung, die gerade unserer Zeit eigenthümlich ist. Ihr Erklärung liegt nahe. Die Religionen existiren nicht mehr, wohl aber das religiöse Gefühl, das so alt ist wie der Mensch selbst und das unsere Rasse niemals verlieren wird. Die Kunst ist noch das einzige Gebiet, auf dem es sich, ohne Altäre zu bauen, äußern darf; daher zieht es begreiflicher Weise alle Menschen an, in denen religiöse Empfindungen sich regen, obwohl diese sich bis zur ästhetischen Empfindung oft gar nicht zu steigern vermögen. Von diesem Standpunkt aus wird Gugaus Psychologie erklärlich. Ihn drängte das Bedürfniß, sein religiöses Gefühl zu veräußern und zu verausgaben, so wie er seine intellektuelle und physische Kraft verausgabte. Ferner fühlte er, welches enge Band zwischen dem Moralischen und dem Aesthetischen bestand, und ahnte zeitweilig sogar das religiöse Wesen der Kunst. Nur verlegte er diese Bedeutung in die Zukunft: als Ursprung blieb sie ihm dunkel und verschlossen.

In diesem Geiste versuchte er, die Philosophie der Kunst wissenschaftlich neu zu begründen. Für solche Aufgabe war aber seine Bildung zu ausschließlich literarisch und metaphysisch; sie hinderte ihn, bis an die tiefsten psychologischen Wurzeln der Kunst vorzudringen. Die könnte nur ein Mann bloßlegen, der zugleich großer Künstler und großer Gelehrter wäre. Einen solchen Mann, der die Synthese so heterogener Eigenschaften in sich verkörperte, besaß die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Lionardo da Vinci; und an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts ragt durch die Mannichfaltigkeit, Kraft und Größe seiner Fähigkeiten die mächtige Gestalt Goethes über Vor- und Mitwelt empor. Aber wir haben diese Männer fast schon vergessen. Wir betrachten sie als einzige, einer anderen Zeit angehörige Phänomene, ohne an die Möglichkeit zu denken, daß das zwanzigste Jahrhundert eine geniale Begabung von ähnlichem Gewicht erzeugen kann, die zu gleicher Zeit und in gleichem Maße der Wissenschaft wie der Kunst nachgehört. In Gugaus Werkn. wir. nur. eine. kräftig. Reaction. gegen. den. machtlosen. Stolz. der. Pyramiden. der. Wissenschaft. begrüßen, die, weil. sie. sich. als. genaue. Beobachter, geschickte. Experimentatoren, tüchtige. Techniker, Industrielle. und. Ingenieure. erwiesen. haben, sich. auch. als. die. wahren. Vertreter. echter. Wissenschaft. aufspielen. Wer. sich. tiefer. in. sie. versenkt, fühlt, daß. sie. sich. für. Augenblicke. mit. der. Kunst. vermischt. und. daß. auf. jenen. Höhen, zu. denen. das. Wissen. führt, überlegene, geniale. Intelligenzen. Intuitionen. haben, die. die. Gesamtaufassung. der. Phänomenwelt. durch. einen. psychologischen. Prozeß. erneuern, der. dem. künstlerischen. Zeugungsgaht. auffallend. ähnlich. ist.

Brüssel.

Professor Raffael Petrucci.



Kriminalistische Ketzerien.*)

Schon früher sagte ich, daß die Frage, ob es geborene Verbrecher gebe, für die Praxis bedeutungslos ist, weil es keine sicheren anatomischen und phrenognomischen Kennzeichen solcher Verbrecher giebt. Auf dem letzten Anthropologenkongreß (in Reg.) hat Professor Waldeyer berichtet, die Untersuchung der Leiche des Mörders Bobbe habe ergeben, daß Schädelbildung und Gehirnkongfiguration ganz normal gewesen seien und keinerlei auffällige Eigenthümlichkeiten gezeigt hätten. Was für die Praxis am geborenen Verbrecher in Betracht kommt, ist nicht der Umstand, daß er seinen Charakter geerbt hat, sondern, daß er eine Gefahr für seine Mitmenschen ist. Das sind aber auch solche Verbrecher aus Leidenschaft, bei denen ein an sich gar nicht verbrecherischer Hang durch einseitige Entwicklung ein solches Uebergewicht über alle anderen Triebe und über die Vernunft gewonnen hat, daß sie die Fähigkeit der Selbstbeherrschung verloren haben und daß man sie als einer moral insanity verfallen bezeichnen muß; es sind auch viele gewerbmäßige und Gewohnheitsverbrecher von ursprünglich gutem Charakter. Wir werden also diese drei Klassen zusammenfassen und für die Gesamtheit ihrer Angehörigen einen anderen Eintheilungsgrund aufstellen, indem wir die unbedingt gefährlichen Subjekte von denen unterscheiden, mit denen die menschliche Gesellschaft noch auszukommen vermag. Die ersten müssen, sobald ihr Charakter erkannt ist, auf schmerzlose Weise getödtet werden; sie brauchen nicht zu erfahren, was über sie verhängt ist. Vom Standpunkt der Humanität ist gegen dieses Verfahren so wenig einzuwenden, daß es vielmehr das allerhumanste genannt werden muß. Ich habe Ehrfurcht vor jedem lebenden Geschöpf als einem Kunstwerk, das für die menschliche Fassungskraft ewig ein Wunder bleibt, und empfinde Theilnahme dafür als für ein fühlendes Wesen. Wenn sich mir eine Mücke auf die Hand setzt, erschlage und verscheweche ich sie nicht, sondern gönne ihr das Tröpflein Blut, das sie begehrt, und lasse sie gesättigt fortfliegen. Aber ein durch den Weltlauf verpfushtes Geschöpf, das sich und Anderen zur Pein lebt, töden, heißt, ihm selbst und diesen Anderen eine Wohlthat erweisen und dem Schöpfer zur Vollendung seiner Schöpfung behilflich sein. Aus dem selben Grunde würde ich auch als Gesetzgeber bestimmen, daß alle Mißgeburten gleich nach der Geburt getödtet würden. Ist es nicht eine gräßliche Barbarei, daß man solche unglückliche Geschöpfe sogar herumschleppen und für Geld zur Schau stellen läßt? Vor einigen Jahren zog ein italienisches Ehepaar mit seinen zusammengewachsenen Söhnen herum; sie hatten den Unterleib gemeinsam und zu-

*) S. „Zukunft“ vom 7. Sept., 5. Okt., 16. Nov., 7. Dezember.

fanamen zwei Beine. Die Oberkörper waren wohlgebildet, die Gesichter schön, aber welche Unglücksfüligkeit sprach aus ihren Mienen! Wie roh und grausam, dachte ich, ist doch die Gesellschaft, daß sie diese Geschöpfe — oder soll man sagen: dieses Geschöpf? — nicht von einem schrecklichen Dasein befreit! Dagegen wäre die Tötung der schwächlichen Kinder nicht zu billigen, weil aus solchen nicht nur oft gute und glückliche, sondern manchmal auch geistig bedeutende, sogar körperlich kräftige Männer und Frauen werden. Die Religion könnte gegen die empfohlene Praxis nur dann Einwendungen erheben, wenn sie uns mit den Orthodoxen zu glauben nöthigte, daß den Verbrecher die im Zuchthaus mit ihm vorgenommene Besserungskur oder die priesterliche Absolution oder ein vor der Hinrichtung ertvedter Reueakt vor der Hölle bewahre. Wir Andern glauben aber weder an die Hölle noch an die bessernde Wirkung des Zuchthaus'es noch an die Zauberkraft priesterlicher Formeln oder in der Todesangst hergesagter Gebetelein. (Ich glaube mit Goethe, daß alle die Seelen fortleben, die einen der Konservirung werthen Inhalt haben. Steht in der Verbrecherseele der Keim eines solchen, so wird ihn Gott durch Mittel, die wir nicht kennen, zur Entfaltung bringen; durch ein längeres Erdenleben, das den Bösen nur noch böser zu machen pflegt, kann diese Entfaltung gewiß nicht gefördert werden; da der Entfaltungsprozeß wohl nicht schmerzlos verlaufen wird, mag man ihn mit den alten Bezeichnungen Purgatorium oder Hölle nennen. Das erste Wort ist vorzuziehen, weil er nicht ewig dauert und nicht in den Zustand der Hoffnungslosigkeit versetzt).

Um die Gefährlichkeit eines Menschen feststellen zu können, braucht man nicht abzuwarten, bis er eins jener Verbrechen begangen hat, die jetzt mit dem Tode oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft werden. Ein sicheres Kennzeichen ist raffinierte Thierquälerei. Das haben die Athener gewußt, die einen Mann zum Tode verurtheilten, weil er einen Widder lebendig geschunden hatte. So würde ich den münchener Schlossermeister, der vor einigen Monaten seinem Lehrling ein Eisen in den After gestoßen hatte, für ein unbedingt gefährliches Subjekt erklären, denn von einem so zornmüthigen und so grausamen Menschen muß man sich jedes Verbrechen's versehen. Der Mann ist zu einer kleinen Geldstrafe verurtheilt worden. Von den Zeiten der Barbarei her ist nämlich in den Seelen der Maßgebenden das Vorurtheil haften geblieben, ein gewisses Maß von Mißhandlungen, die man Züchtigungen nennt, sei ein integrierender Bestandtheil des Erziehungswerkes; deshalb werden Mißhandlungen und Grausamkeiten, wenn sie von sogenannten Erziehern an ihren wehrlosen Erziehungobjekten verübt werden, nicht Mißhandlungen und Grausamkeiten, sondern Ueberschreitungen des Züchtigungsrechtes genannt. Mit der Zeit wird ja wohl die Einsicht allgemein durchbrechen, daß es diese sogenannte Erziehung ist, daß es die an Kindern und

jungen Leuten verübten Roheiten sind, was die viel beklagte Roheit der Jugend, so weit sie nicht Einbildung oder Vorwand, sondern Thatfache ist, verschuldet. Wenn es einen Sündenfall und eine Erbsünde im kirchlichen Sinne gäbe, so wären sie hier zu suchen; denn es ließe sich ganz gut denken, daß aus der ersten Mißhandlung, die ein Kind bössartig und verlogen gemacht hat, alle Laster und Verbrechen der Menschheit hervorgegangen wären.

Die gewerbmäßigen und Gewohnheitsverbrecher von nicht bössartigem Charakter wären zu deportiren. Darüber hat Felix Bruck in seiner 1894 herausgegebenen Schrift: „Fort mit den Zuchthäusern!“ und in seinen übrigen Veröffentlichungen das Nöthige gesagt. Mit dem von ihm vorgeschlagenen Modus der Ausführung bin ich freilich nicht ganz einverstanden. Ich würde den Deportirten nur Land anweisen und ein in Vieh, Werkzeugen und Vorräthen bestehendes Sachkapital übergeben, sie aber im Uebrigen sich selbst überlassen und ihnen nur auf ihre ausdrückliche Bitte mit Rathschlägen oder mit der Entsendung von Lehrern, Organisatoren und Arbeitleitern zu Hilfe kommen. Je nach dem Grade der in ihnen vorhandenen Unvernunft oder Vernunft würden sie längere Zeit einander zur Strafe leben oder sich rasch ein befriedigendes Gemeinwesen schaffen.

Bei den nicht gemeingefährlichen Verbrechern aus Leidenschaft und denen, die nur durch einen besondern Anlaß, durch eine augenblickliche Noth oder Verlegenheit oder bei sonst normaler Selbstbeherrschung durch eine außergewöhnliche, leidenschaftliche Erregung hingerissen, zu Falle gekommen sind, hat man ganz allein den Grundsatz der Entschädigungspflicht walten zu lassen. Wenn die Justiz unermögend und daher auch nicht verpflichtet ist, die Gerechtigkeit zu verwirklichen, so soll ihr doch nicht die Pflicht abgenommen werden, die rein äußerliche restitutio in integrum anzustreben, so weit sie möglich ist. Wo es sich um Geld und Gut handelt, ist sie oft, vielleicht meist, vollständig möglich, in den übrigen Fällen wenigstens zum Theil. Ein abgequetschtes Bein kann nicht restituirt werden, wohl aber das durch die verminderte oder gänzlich vernichtete Arbeitsfähigkeit verschlechterte oder geraubte Einkommen. Die Jungfrauenehre kann man einem geschwächten Mädchen nicht wiedergeben, aber ihr durch reichliche Aussteuer einen Mann verschaffen.

In unseren Gefängnissen sitzen aber viele Leute, denen entweder Straftthaten gar nicht nachgewiesen oder deren sogenannte Straftthaten vor dem Richterstuhl der Vernunft keine Straftthaten sind. Darf man einen Menschen, der auf einen Indizienbeweis hin verurtheilt ist, einen Verbrecher nennen? Vielleicht ist er einer; vielleicht hat er die That begangen, deren man ihn beschuldigt, oder eine andere, schwerere, die gar Niemand vermuthet, vielleicht aber ist er ganz unschuldig; Niemand kann es wissen. Auf bloße Indizien hin sollte kein Angeklagter verurtheilt werden. Wenn beim alten Inquisition-

prozeß dem Angeklagten das Geständniß seiner Schuld auf der Folter ausgepreßt wurde, so war Das eine furchtbare Roheit und zugleich eine an Blödsinn grenzende Dummheit; aber diese grausame Dummheit entsprang doch dem vollkommen richtigen Gedanken, daß es Unrecht sei, einen Angeklagten zu verurtheilen, dessen Schuld nicht unwidersprechlich erwiesen sei, und daß es nur zwei unwidersprechliche Beweise gebe: das Geständniß des Delinquenten und das Zeugniß zuverlässiger Personen, die die That gesehen oder von Augenzeugen oder vom Verbrecher selbst erzählen hörten. Es mag unangenehm sein, wenn man einen Verdächtigen laufen lassen muß, aber es laufen so viele aus dem Gefängniß und Zuchthaus Entlassene herum und so viele verbrecherische Gefellen, die die Polizei noch nicht zu fassen im Stande war, daß die Gefährdung der Gesellschaft nicht erheblich vergrößert werden würde, wenn man Alle freispräche, für deren Schuld nur ein Indizienbeweis beizubringen ist.

Wenden wir uns zu den Verbrechen und Vergehungen, die keine sind. Das heißt: zu den Handlungen, aus denen erst die Weisheit des Gesetzgebers Verbrechen macht oder aus denen der Pflichtester des Staatsanwaltes eins herausbestimmt. Die Kategorie „politische Verbrechen“ ist unvernünftig und unhaltbar; für die Praxis nämlich. Der Theoretiker mag ja die Verbrechen nach Motiven einteilen und Verbrechen zur Befriedigung des Hungers, des Ehrgeizes, des Geschlechtstriebes u. s. w. und zu politischen Zwecken unterscheiden. Aber Mord ist Mord; und wenn auch der Richter die mehr oder weniger unedlen Motive zur That bei der Abmessung der Strafe berücksichtigt, so bleibt doch der Mord ein gemeines Verbrechen. Dieser Pleonasmus ist für die wirklichen Verbrechen Mode geworden, seit man Handlungen Verbrechen nennt, die keine sind. Also jede gegen Menschen, zu denen doch die hohen Beamten und die Staatsoberhäupter gehören, verübte Gewaltthat, jede Vorbereitung einer solchen und jede darauf abzielende Verabredung ist selbstverständlich Verbrechen, und zwar ein gemeines Verbrechen, und muß als solches behandelt werden. Die zahllosen Zeitungartikel, Reden, Versammlungen, Vereinsgründungen und Vereinsigungen aber, die heute bei uns zu Gegenständen der Anklage gemacht werden, sind weder Verbrechen noch Vergehungen, sondern nichts als Ausübung des Rechtes der Rede-, Presse-, Vereins- und Versammlungsfreiheit, dessen wir uns nach der Verfassung erfreuen. Ein Verbrechen liegt nur dann vor, wenn z. B. ein Vereinskredner sagt: Kommt, Genossen, wir wollen jetzt die Bäckereien oder die Juwelierläden plündern; oder: wir wollen jetzt in die Wilhelmstraße ziehen, den Reichskanzler totschiagen und sein Palais anzünden. So Etwas ist aber noch in keiner der aufgelösten Versammlungen, deren Einberufer oder Redner nachträglich vor Gericht geladen wurden, gesprochen und in keiner Zeitung

gedruckt worden. Die Anhänger des Polizeistaates sagen nun: Wir wollen es eben, um dem Blutvergießen und der Zerstörung vorzubeugen, zu solchen aufreißerischen Unternehmungen nicht kommen lassen und bestrafen oder verhindern daher schon die Erregung einer Stimmung, die solche Unthaten gebären könnte. Das ließe sich hören, wenn es möglich wäre. Vor der Begründung des Presswesens und der heutigen Verkehrsanstalten mag es hier und da möglich gewesen sein, alle lauten und weithin vernehmbaren Äußerungen der Unzufriedenheit zu unterdrücken. Genützt hat es den Gemeinwesen nicht, in denen es gelang. Denn entweder wurden die Äußerungen der Unzufriedenheit so vollständig unterdrückt, daß die Unzufriedenheit selbst einschlummerte und dem Stumpfsinn wich: dann ist dieses Gemeinwesen an Fäulniß zu Grunde gegangen; denn leben heißt für ein Gemeinwesen, sich dem stetig wechselnden Bedürfniß entsprechend ändern und umbilden, und Das ist ohne die der Unzufriedenheit entspringende Kritik nicht möglich. Oder die Unzufriedenheit wucherte im Stillen fort, man besprach sich leise in den Wohnstuben und Werkstätten und von Haus zu Haus, bis sich die Unzufriedenen zahlreich und stark genug wußten, loszuschlagen. Heute können Polizei und Staatsanwalt auch nicht einmal auf einen Scheinerfolg hoffen, wenn sie es unternehmen, die öffentliche Meinung zu beherrschen und zu lenken (ob diese echt oder von Zeitungschreibern gemacht, richtig oder irrig ist, darauf kommt es hier nicht an); nicht einmal in Rußland läßt sich die Ruhe des Kirchhofs herstellen. Die Zahl der Reden, Pressäußerungen und Versammlungen, die von der Polizei verhindert oder denunciert und zum Gegenstand einer Anklage gemacht werden, mag so groß sein, wie sie will, meinetwegen im Jahre hunderttausend betragen, so ist ihre Gesamtheit doch nur ein Tropfen in dem Meer von mündlichen und Pressäußerungen, die, mit Staatsanwaltsaugen angesehen, allesamt gleich aufreizend wirken und daher gleich strafbar sind. Man soll mir eine Nummer des „Vorwärts“ zeigen, die nicht von vorn bis hinten aufreizend wirkte! Und der „Vorwärts“ ist doch nur eins von ein paar tausend oppositionellen Blättern und diese Blätter erscheinen nun alle Tage. Und man soll mir einen politischen Prozeß zeigen, der nicht zehnfach aufreizender gewirkt hätte als die angebliche Straftat, gegen die er gerichtet war! Der Kulturkampf allein sollte doch schon hingereicht haben, um den Mitgliedern der Regierung und den Staatsanwälten (von der Polizei, deren Beamten man die Pflicht, ein politisches Urtheil zu haben, nicht zumuthen kann, spreche ich nicht) klar zu machen, wie die politische Verfolgung wirkt. Das Centrum — Das heißt: die ganze katholische Bevölkerung mit verschwindenden Ausnahmen — galt damals für genau so gefährlich wie heute die Sozialdemokratie und ihre oppositionellen Äußerungen wurden mit dem selben Eifer verfolgt wie die der anderen Staats- und Reichsfeinde, die später in den Vordergrund traten.

Die beiden großen Wirkungen des Feldzuges — man übertreibt nicht, wenn man sie weltgeschichtlich nennt — sind bekannt: das Centrum ist die ausschlaggebende Partei im Reich geworden und die Katholiken haben ihre eigene Presse, die, so oft die Partei in Oppositionstellung tritt, täglich viel tausend regierungfeindliche Artikel im Volke verbreitet, deren Urheber unmöglich Alle zur Rechenschaft gezogen werden können, weil hierfür weder das Justizpersonal noch die Gefängnisse ausreichen würden. Wenn diese Partei schließlich halb und halb Regierungspartei geworden ist, so ist Das doch nicht dadurch geschehen, daß sie, durch die strafrechtliche Behandlung ihrer Angehörigen gedemüthigt und gebessert, dem Zuchtmeister reumüthig die Hand gefüßt hätte, sondern dadurch, daß sie durch beharrlichen passiven Widerstand der Regierung das Fortschreiten auf dem betretenen Wege unmöglich gemacht und ihr Ziel erreicht hat. Und wenn sie mit den Konservativen und der Regierung in der Zollpolitik zusammengeht, so thut sie es doch nicht aus Liebe zu den schönen *Engen, vor. Puttkamer, und vor. Virchow, die ich, für vor. Freytag, halten.*, sondern, weil die reichliche Hälfte ihrer Wähler aus Bauern besteht, deren *erodo* mit dem des Bundes der Landwirthe so ziemlich zusammenfällt. Wenn Gegner des Centrums aus der Begeisterung, mit der in Osnabrück die Ankündigung des neuen Kulturkampfes begrüßt wurde, auf Sehnsucht nach einem solchen schließen, so sehen sie ganz richtig. Die Centrumspartei hat eben dem Schicksal aller Parteien nicht entrinnen können: eine Partei entsteht aus Bedürfnissen des Augenblickes, ist sie aber einmal da, so wird sie sich selbst Zweck, und um sich erhalten zu können, sucht sie die längst entschwundene Lage, aus der jene Bedürfnisse hervorgegangen waren, auf künstlichem Wege wiederzuerzeugen. Wenn also der Regierung und den Staatsanwälten das Centrum eben so theuer sein sollte wie seinen Mandatinhabern, dann mögen sie zunächst den Wunsch der *Los-von-Rom* Männer erfüllen und durch Strafgesetze, Polizeimaßregeln und Strafverfolgungen dem Centrum die Lage von 1873 wieder herstellen helfen; dann wäre sein Bestand auf dreißig weitere Jahre gesichert.

Die meisten Richter kümmern sich um die politische Seite der Sache nicht. Der Buchstabe des Gesetzes giebt ihnen das Recht und legt ihnen die Pflicht auf, zwischen berechtigter Kritik und Beleidigung oder Aufreizung zu unterscheiden und selbst die berechtigte Kritik zu bestrafen, wenn ihre Form beleidigend oder aufreizend erscheint. Zwar sind alle solche Unterscheidungen Unsinn. Es giebt keine Form, die nicht von den Kritisirten als beleidigend empfunden würde und die nicht auf die Gesinnungsgenossen des Kritikers aufreizend wirkte. Aber diesen Unsinn zu beseitigen, ist nicht Sache des Richters, sondern Sache des Gesetzgebers. Auch liegt es nicht dem Richter ob, zu erwägen, wie der Umstand wirken muß, daß nur etwa der hundert-

tausendste Theil dieser Formstünder gestraft wird, während die übrigen 99999 frei ausgehen. Das wirkt natürlich so wie die paar Ohrscheiben, die ein Schulmeister, der in seiner großen Klasse die Disziplin nicht aufrecht zu erhalten vermag, an die ihm zunächst Sitzenden austheilt: die ganze Bande lacht und rumort nur desto unverschämter. Also der Richter kann da nichts thun, als hie und da durch höfliche Ablehnung eines Strafantrages dem Staatsanwalt zu verstehen geben, daß er auf dem Holzwege ist. Dieser jedoch sollte als Anwalt des Staates einsehen, daß solche Gesetze und ihre ungeschickte Handhabung die Autorität des Staates gründlicher untergraben und Haß und Verachtung gegen ihn den Seelen von Millionen weit tiefer einpflanzen als alle „heyerischen“ Artikel und Reden.*)

Eine Unzahl von Bagatellprozessen wird dem Richter dadurch aufgebürdet, daß man ihn zur Entscheidungsinstanz für Reklamationen gegen verhängte Polizeistrafen gemacht hat. Wie unwürdig des Richters sind diese Jämmerlichkeiten! Ist es nicht lächerlich und betäubend zugleich, wenn ein Mann, dem das erhabene Amt obliegt, Recht und Gerechtigkeit zu schützen

*) Das Attentat auf Mr. Kinley spricht nicht gegen, sondern für meine Auffassung. Nach dieser war es als gemeiner Mordmord zu behandeln und waren der Mörder und seine Mitschuldigen, wenn er welche hatte, zu töten. Denn ein gemeingefährliches Subjekt ist, wer sich einbildet, das Recht zu haben, das nicht dem Privatmann, sondern nur der Obrigkeit zugestanden werden kann: zu entscheiden, welche Menschen als Schädlinge zu beseitigen sind. Was will man mehr? Ein Ausnahmegesetz gegen die Anarchisten? Weil ein solches der geringen Zahl der Anarchisten wegen ausführbar sein würde, während andere berühmte Ausnahmegesetze und manche Gesetze des gemeinen Rechts es nicht sind, hätte ich nichts dagegen einzuwenden. Aber was würde es nützen? Es würde den Namen Anarchist verschwinden lassen; die Verbreitung anarchistischer Gesinnung könnte es so wenig hindern wie die irgend einer anderen Gesinnung. Die Richter würden sich daher wahrscheinlich wieder auf die eben so gehässige wie erfolglose Gesinnungsriecherei verlassen müssen und es würde dabei ohne die verhängnißvollsten Fehlgrieffe nicht abgehen: ist doch von der Neigung zu blutiger Gewaltthat unter allen Sterblichen Niemand weiter entfernt als ein Edelanarchist vom Schläge der Tolstoi und Neclus. Um wie viel gefährlicher sind da Zell und Stauffacher! (Nützlichene: „Kein, eine Grenze hat Tyrannenmacht“ u. s. w.) Daß die Erduldung wirklichen oder vermeintlichen Unrechts Hitzköpfe und Fanatiker zu Mordmördern macht, ist immer vorgekommen, ist besonders häufig im Zeitalter der Orthodoxie und des fürstlichen Absolutismus vorgekommen und wird vorkommen, so lange es Menschen giebt, die sich unterdrückt fühlen und keine Automaten sind. Dem Ausbruch solcher Leidenschaft vermag die Politik so wenig vorzubeugen wie den Gewittern und Erdbeben. Und es ist gut, daß sie es nicht kann; fühlten sich die Herrschenden je einmal absolut sicher, so würde die Menschheit schlimmere Zeiten erleben als je vorher.

und aufrecht zu erhalten, entscheiden muß, ob Meyers Hochzeitfeier im Nothen Nothen eine öffentliche oder eine Privatlustbarkeit war und ob sie bei der Polizei angemeldet werden mußte oder nicht; oder ob der oder jener Kneipwirth die Polizeistundenverordnung übertreten hat? Ich erkenne vollauf die ungeheure Wichtigkeit der in England geltenden Regel an, daß gegen alle Verfügungen von Behörden der Rekurs an den ordentlichen Richter freisteht und dadurch — der Idee nach — der König dem geringsten Staatsbürger gleichgestellt wird. In Wirklichkeit aber wird nicht so gar häufig recurriert, denn Prozesse sind in England verdammt theuer und der gemeine Mann kann sich nur dann in einen Prozeß einlassen, wenn Andere die Mittel dafür aufbringen, was gewöhnlich nur geschieht, wenn eine ganze Partei, Klasse oder Konfession ein Interesse an der Entscheidung hat. Und Das ist gut. Die Prozesse können sich nicht häufen und der Richter bleibt ein vornehmer Mann. Es wird dadurch thatsächlich ein Zustand geschaffen, der dem ähnlich ist, den ich gesetzlich geschaffen sehen möchte. Dieser würde ungefähr so aussehen. Von Polizeiverordnungen, die Strafen verhängen, kann nicht recurriert werden. Kleine Ungerechtigkeiten sind unvermeidlich; und wird ein Staatsbürger von solcher betroffen, so muß er sich gefallen lassen, wie man sich einen Plagregen auf offenem Felde gefallen lassen muß. Kommen aber in größerer Menge Fälle von gleichartigen Ungerechtigkeiten oder Härten vor, dann hat die davon betroffene Menschenklasse oder Gemeinde eine Petition dagegen an das Parlament zu richten und dieses hat die Entscheidung eines dafür zu bestimmenden Gerichtshofes über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der fraglichen Polizeipraxis herbeizuführen. Der Gehorsam der Polizeibeamten gegen solche Entscheidungen ist auf dem Disziplinarwege zu erzwingen. Die absolute Herrschaft des Gesetzes ist ein richtiger Grundsatz; aber sie kann nicht dadurch verwirklicht werden, daß man jeden Quark vor den Richter bringt.

Einer Polizei freilich, wie wir sie heute haben, könnte diese freiere und mächtigere Stellung nicht eingeräumt werden. Bekanntlich hat diese Polizei ihre Aufgabe, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und das Publikum vor Belästigungen und Gefahren zu beschützen, über die neuen Aufgaben, die ihr Politik und Frömmerei aufgebürdet haben, einigermassen vergessen; vergessen auch hat sie so ziemlich, daß sie nicht Herrin, sondern Dienerin des Publikums sein solle, und außerdem versichern Sachkenner, daß man zu Zweifeln an der Qualifikation ihres Personals berechtigt sei. Von den unzähligen, theils überflüssigen, theils schädlichen Thätigkeiten, mit denen die Polizei überbürdet wird, will ich heute nur eine erwähnen: sie muß dafür sorgen, daß nicht zu viel getanzt wird. Wenn es eine nicht ganz von Gott verlassene Regierung überhaupt für nöthig erachtet, sich mit den Volksver-

gnügungen zu befeffen, fo wird ſie dafür ſorgen, daß die Jugend an jedem Feierabend und allermindeſtens an jedem Sonntag ihre Erholung habe, und ſie wird es ihr überlaſſen, ob ſie ein Ballſpiel oder einen Tanz oder eine Radlerpartie vorzieht oder mehrere ſolche Vergnügungen verbinden will. Denn jede Art von Bewegungſpiel und jede laute Luſt iſt für die Jugend ſelbſt und für den Staat vortheilhafter als der ſtille Suff, das ſtille Brüten und das leiſe Flüſtern, wobei immer Etwas herauskommt, das entweder den Staat oder die Eltern verdrießt. Daß die heutigen Tanzvergnügungen im Wirthshaus mitunter der Geſundheit und den guten Sitten wenig förderlich ſind, iſt richtig; aber dieſer Uebelſtand iſt nur ein einzelnes Phänomen des großen Uebels unſerer heutigen unzweckmäßigen Geſelligkeit, die theils in Modethorheiten, theils in den heutigen Wohnungsverhältniſſen, theils in der heutigen ſozialen Schichtung ihre Urſachen hat und zum Theil gerade von der Polizei verſchuldet wird. Denn wenn die jungen Leute eines Dorfes oder einer Stadt, die ſich ohne Verabredung an einem ſchönen Sommerabend im Freien getroffen haben, da, wo ſie gerade ſind, einen Reigen aufführen wollten, würden ſie wegen einer unangemeldeten Luſtbarkeit oder wegen ruheſtörenden Lärms oder am Ende gar wegen Abhaltung einer politiſchen Verſammlung angeklagt werden. Daß alle Leute, die Luſt zu einem Tänzchen haben, ſie im Freien oder in einem Wirthshausſaal ſofort ſtillen, wann und wo es ihnen gerade einfällt, worauf ſie dann vielleicht um neun Uhr nach Hauſe gehen würden, iſt gar nicht möglich. Es ſind nur polizeilich angemeldete Tanzvergnügungen möglich; muß man aber polizeilich anmelden, ſo hat man eine Vorbereitungszeit, dieſe wird natürlich ausgefüllt, und ſoll die Vorbereitung lohnen, ſo muß das Vergnügen die ganze Nacht hindurch währen. Will die Regierung etwas Nützliches thun, ſo ſorge ſie dafür, daß die Jugend allabendlich ihre koſtenloſe und alkoholfreie Erholung habe, ſei es im Freien, ſei es in geräumigen Privatwohnungen oder in öffentlichen Erholungſtätten, die nicht Wirthshäuſer ſind, oder unterſtütze wenigſtens die darauf gerichteten Beſtrebungen der Philanthropen. Will oder kann ſie Das nicht, dann laſſe ſie die Jugend tanzen wo, wann und wie dieſe kann. Die höheren Stände aber mögen dem Volke das Beiſpiel einer Geſelligkeit geben, die wenig koſtet und keinen Kaptenjammer, ſondern wirkliche Erholung bewirkt.

Reiſſe.

Karl Zentſch.



So lange der Bindfaden hält.

Es war einmal ein Dorf, das war weit umher berühmt wegen der Frömmigkeit und der Enthaltfamkeit seiner Bewohner. Den ganzen Tag beteten sie und kamen kaum zum Pflügen und Säen; so viel hatten sie mit der Pflege ihrer überirdischen Angelegenheiten zu thun.

Besonders enthielten sie sich des Branntweins, den sie als die Wurzel alles Bösen betrachteten. Gott gab Regen und Quell- und Flußwasser im Ueberfluß, darin zu schwelgen. Des Teufels Wasser aber, das in Flaschen verkorfte, verrieth ja seinen Ursprung aus dem höllischen Reich deutlich dadurch, daß es mit blauer Flamme zu brennen anfing, wenn man ein Bündholz ihm nahe brachte. Verwechslungen waren also ausgeschlossen.

Starke Getränke wurden in dem Dorfe nicht einmal genannt. Man hätte kein Taschenspißchen gefunden, wenn man auch alle Häuser durchsucht und durchwühlt hätte. Und wenn der Doktor den Kranken solches Zeug etwa in der Medizin eingeben wollte, verdrehten die Patienten die Augen voll Zorn und Abscheu, bis man das Weiße in ihnen sah, und blickten, Diste suchend, zum Himmel, der sie vor solchen Heilmitteln des Teufels bewahren sollte.

Den Pfarrer aber mochten viele der hervorragenden Männer der Gemeinde wegen seiner Sauerheit gar nicht leiden. Nie fiel es ihm ein, gegen den Branntwein zu predigen, was doch seine vornehmste Pflicht gewesen wäre; und überhaupt konnte der eine Kirchengangstag in der ganzen Woche für die Seligkeit unumöglich genug sein. So thaten die Leute sich denn zusammen und beschloßen, auf eigene Hand Versammlungen abzuhalten, zu denen aber nur die Auserwählten Zutritt haben sollten.

Jeden Samstag spät abends fingen diese Versammlungen an; und erst gegen Morgen, am Sonntag, trennte man sich. Später aber, als Eifer und Hitze immer mehr stiegen, kam man zwei-, ja, dreimal in der Woche zusammen; bald bei dem Einen, bald bei dem Anderen, nach bestimmter Reihenfolge und Ordnung.

Aber bald wurden diese Männer von einer bösen äußerlichen Krankheit befallen: ihre Gesichter wurden auffallend roth und besonders die Nasen schwellen unförmlich an und bekamen blaue Beulen mit gelben Eiterbläschen. Trotzdem fanden sich immer mehr Leute ein, die an den Thüren lauschten und durch die Spalten hineinguckten, denn immer stärker wurde der Drang, auch zu den Auserwählten zu zählen, und es gab so starken Zulauf, daß man sich in mehrere Häuflein theilen mußte und daß endlich in den verschiedensten Häusern der Gemeinde solche Auserwählte tagten.

Da war es denn bald kein Geheimniß mehr, daß bei den Übungen in Nacht und Dunkel nicht frommes Gebet und Psalmengesang der Erbauung dienten, sondern allerhand Trinkerei und Schwelgerei die Hauptsache war. Und so kam es, daß das ganze Volk bald ohne Scheu und Scham ganz offenbar dem Vaster der Trunkenheit verfiel. Lustgesang, Spott und Gelächter klangen aus jedem

Haus; und an den Fenstern und in den Hausthüren standen die Wackeren, mit erhobenen Gläsern, und winkten und tranken einander zum Morgengruß zu.

Bald wurden täglich mehrere Wagen mit Branntwein in Kömchen und Tonnen ins Dorf hineingefahren.

Als nun ein paar Jahre so in ungetrübter Lustigkeit vergangen waren, als man in Saus und Braus von Haus zu Haus gejubelt hatte, war überall Ebbe im Kasten und Keiner hatte mehr Geld. Dafür war den Leuten im Dorfe aber der Branntwein nun Lebensbedürfniß geworden wie das Athemholen. Und so setzten sie denn ihre Thorheit fort, bis auch Pferde und Vieh und schließlich auch die Betten und die Kleider vom Leibe verkauft und vertrunken waren.

Dann war es mit dem Branntwein zu Ende.

Und so hinfällig waren alle Leute in dem Dorf geworden, daß sie meinten, nun könnten sie ihrem elenden Leben lieber gleich ein Ende machen; es sei ja besser, freiwillig zu sterben, als so umherzugehen und vor Durst zu verschmachten.

Da fand aber der Küster noch einen Ausweg. Der nämlich in der Kirche drei Sonntage hinter einander laut das Vaterunser von hinten nach vorn herbetet, Der kann den Teufel zwingen, ihm Alles zu geben, was er von ihm begehrt.

Das thaten sie denn auch fleißig, — und wirklich: am Montag darauf erblickte man in einem Haus hinter dem Kirchberg einen neuen Laden, in dem ein ganz merkwürdiger kleiner Mann hantirte.

Bei dem neuen Kaufmann war nun wieder Branntwein zu bekommen, so viel man nur wollte; aber jedes Fäßchen davon kostete eine Seele. Das war theuer. Und bis zum Dienstagabend wurde der Mann keinen Tropfen los.

Vor dem Laden hinter dem Kirchberg aber stand und lief immer eine große Menschenmenge umher. Immer toller rannten die Leute dort herum. Sie ballten die Fäuste gegen den Himmel und drohten und fluchten und schrien, der Handelsmann sei ein Blutsauger, der noch mehr verlange als das Leben.

Als aber der neue Kaufmann endlich am zweiten Tag den Rollladen vor der Thür eben herunterlassen wollte, kamen doch Zwei plötzlich hinzugelassen, die sehr laut und lustig, wie im Rausche, schwatzten und meinten, ihre Seelen seien ja so wie so verloren, daher müßten sie lieber doch noch darauf borgen, was zu kriegen wäre, — so lange eben noch Zeit sei, zu genießen. Und was sie bekamen, theilten sie reichlich mit den Anderen, denen sie taumelnd, mit komischen Geberden, ihre Auffassung von der Sache predigten. Da ging es nun noch wüß lustig her an diesem Abend auf dem Kirchplatz und Jeder trank, so viel in ihn hineinging.

Von da ab blühte das Geschäft: Fäßchen auf Fäßchen ging fort, manchmal zwei an einem Tage, das ganze Jahr hindurch. Und wüßter als je war das Geschrei und Zuchte im Dorfe; es gab ein tolles Herumfahren von Hof zu Hof und ein Gebrüll betrunkenen Menschen in den Straßengraben, wie man nirgendwo sonst erlebt hatte. Man fand von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang keinen nüchternen Mann daselbst; und Niemand hätte sagen können, was für ein Tag in der Woche es war, ob Sonntag oder Werktag. Denn von Arbeit war natürlich keine Rede mehr.

Endlich aber nahte der Jubel doch seinem Ende, denn Niemand im Dorf hatte noch seine Seele zur Verfügung, um ein neues Fäßchen voll Branntwein im Laden hinterm Kirchberg dafür einhandeln zu können.

Da kam endlich der Teufel eines Tages selbst dahergewandert, um sein Eigenthum zu fordern. Zum Seiler ging er zuerst hinein: seine Geschäfte im Dorfe gingen so schlecht, klagte er, daß er nun seine Schulden eintreiben müsse. Und darum müsse er Bindfaden kaufen für den Ketscher, in den er alle Seelen hineinpacken wolle. Das ließe sich wohl machen, meinte der Seiler und fragte sich hinterm Ohr. Aber, sagte er, weniger als eine ganze Rolle Bindfaden auf einmal könne er nicht abgeben. Und dann müßte der Teufel auch auf den Tag warten, an dem er Zeit haben würde, die Bindfadenrolle erst auszumessen.

Das wäre schnell gemacht, erwiderte der Teufel. Er brauche nur damit in die Höhe zu fliegen, bis die Winde abgelaufen sei; dann könne der Seiler den Bindfaden nach dem Augenmaß berechnen.

Ja, mit Angeboten sei der Teufel schon freigebig, meinte der Seiler wieder; aber sonst sei er als unzuverlässig in Handel und Wandel bekannt und habe gewöhnlich seine Hintergedanken bei einem Vorschlag. Am Ende beabsichtige er, die Schnur abzureißen, bevor die Rolle noch ganz abgelaufen wäre, und bezahle dann nur für das Stück, das ihm passe.

Aber da wurde der Teufel wüthend. Und er verschwor sich: wenn er nicht allen Faden nehme, der auf der Winde sei, dann wolle er gern jede ewige Seele, die er für den Branntwein haben sollte, wieder herausgeben und den Branntwein, den sie werth sei, noch dazu.

Und kaum hatte der Seiler zugestimmt, da nahm auch der Teufel die Schnur zwischen die Zähne und fuhr schnell damit in die Höhe. Schnurte, schnurte lief das Rad und die darauf gestreckte Bindfadenrolle wurde ersichtlich dünner und dünner. Aber ehe sie noch ganz abgelaufen war, band schnell der Seiler eine neue Rolle an das Ende an und steckte sie auf die Winde. Und der Teufel mußte . . . schnurte, schnurte . . . immer höher hinauffahren, immer höher . . .

Bis er so hoch war, daß man ihn von unten gar nicht mehr sehen konnte. Und nun ging die Winde immer langsamer und vorsichtiger . . . schnur—re, schnur—re . . ., weil der Teufel immer ängstlicher wurde, der Bindfaden könne abreißen und er dadurch um sein Geschäft kommen.

Als der Seiler Das merkte, lief er vor die Thür und erzählte den Leuten im Dorfe, wie die Sache sich verhielte. Sie sollten schnell herbeischaffen, was an Bindfaden, Schnur und starkem Garn nur zu beschaffen sei, so viel sie nur finden und aufstreifen könnten, damit immer Etwas anzuknüpfen da wäre, wenn sein Vorrath in der Seilerrei zu Ende ginge.

Da gab es nun ein Suchen im Dorfe, vom Keller bis zum Boden. Und wieder that Keiner was Anderes. Jeder bemühte sich nur, Bindfadenstücke herbeizubringen, die dann angeknüpft wurden. Und getrunken wurde dabei und wieder umhergebummelt nach Verzenslust. Und so Tag für Tag . . .

Es geht schon, meinen sie, so lange der Bindfaden hält.

Christiania.

Jonas Lie.



Deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte. Dritte, durchgesehene Auflage. Berlin, 1902, R. Gärtners Verlag (Hermann Henfelder).

Das Vorwort zur dritten Auflage, die eben erscheinen soll, lautet:

Bedeutung, Mittel und Ziele einer psychologischen Geschichtsschreibung waren noch wenig bekannt, als dies Buch zum ersten Male seinen Weg in die Öffentlichkeit nahm. Es war daher nicht rathsam, schon auf dem Titel die Gliederung einer deutschen Volksgeschichte nach psychischen Perioden, nach Zeitaltern der inneren Entwicklung der Volksseele anzudeuten: und Dem gemäß sind die bisher veröffentlichten Bände des Buches nur mit der einfachen Bezeichnung einer Deutschen Geschichte und der entsprechenden Bandzahl erschienen. Jetzt, wo die Wendung der Geschichtswissenschaft zu umfassender kulturgeschichtlicher Forschung weithin vollzogen ist und sich Dem gemäß die Probleme einer voll psychologischen Geschichtsschreibung unabwendbar aufdrängen, mag es dagegen gestattet sein, gelegentlich einer neuen Auflage auch schon in der äußeren Erscheinung des Buches die Abfolge jener Zeitalter seelischer Entwicklung der Nation zum Ausdruck zu bringen, von deren Aufstellung die Darstellung auch schon der ersten Auflage ausging. Es ist daher neben dem allgemeinen Titel zunächst für den jetzt in dritter Auflage erscheinenden ersten Band ein entsprechender Sondertitel eingeführt worden.

Dies Verfahren darf um so berechtigter erscheinen, als die univervalschichtlichen Studien des Verfassers mittlerweile bis zu einem Punkte gediehen sind, der die Behauptung gestattet, daß die zunächst in der Entwicklung der deutschen Volksgemeinschaft entdeckten seelischen Entwicklungsstufen von Zeitaltern symbolischen, typischen, konventionellen, individuellen und subjektiven Seelenlebens schlechthin allgemein gültig sind und sich in der Entwicklung aller Völker des Erdballs ohne Ausnahme wiederfinden. Nur daß diese Zeitalter, deren ältestes bei den Germanen der caesarischen und taciteischen Zeit eigentlich schon abgelaufen war und zum großen Theile nur noch aus seinen Ueberresten in dieser Zeit erschlossen werden konnte, durch ein noch vor ihnen liegendes Zeitalter niedrigster Kultur, das man das phantastische nennen könnte, zu ergänzen sind. Daß dieses Zeitalter dann aber thatsächlich die erste unserer Verstandniß noch zugängliche Entwicklungsstufe ist, kann durch Schlüsse aus zahlreichen, seinem Charakter analogen frühesten Erscheinungen der Kinderpsychologie im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht werden. Und daß sich ferner nach vorwärts zu, jenseits der Zeit subjektiven Seelenlebens, bei besonders weit entwickelten Völkern, wie den Indern und den Chinesen, noch fernere Zeitalter seelischer Entfaltung ausdehnen, deren Charakter im Einzelnen durch eine eingehende Analyse der indischen und chinesischen Kulturgeschichte seit dem ersten Jahrtausend unserer Aera mit Leichtigkeit wird festgestellt werden können.

Im Wesen und Verlauf dieser Zeitalter sozialpsychischen Lebens sind damit die Momente gegeben, die zum ersten Male berechtigen, auf geschichtlichem Gebiete mit voller Sicherheit von einem thatsächlich nachzuweisenden und nachgewiesenen empirischen Gesetze zu sprechen. Denn die Stringenz der Reihenfolge

dieser Zeitalter ist überall so groß und der Charakter ihrer wesentlichen Züge so feststehend, daß sogar gewisse Entwicklungsvorgänge untergeordneter Art, die man sich sehr wohl auch anders abspielend vorzustellen vermöchte, ständig in der selben Kombination und Abfolge wiederkehren. So ist zum Beispiel die Entwicklung der Thier- und Pflanzenornamentik nicht bloß ständig an die Zeitalter symbolischen und typischen Seelenlebens geknüpft, sondern sie verläuft auch ganz regelmäßig eben in der Uebergangsfolge vom Thier zur Pflanze: niemals, so weit zu sehen ist, findet sich die umgekehrte Reihenfolge.

Ist somit der Charakter der allgemeinsten Entwicklungsgeetze menschlicher Gemeinschaften nicht mehr zweifelhaft, so verläuft die weltgeschichtliche Bewegung als etwas Einzigartiges hin über die typische Entfaltung dieser immer auch noch spezifisch begabten Gemeinschaften. Und die weltgeschichtliche Bewegung erhält ihren singulären Charakter im Allgemeinen dadurch, daß sich die einzelnen menschlichen Gemeinschaften in gegenseitiger gleichzeitiger Durchdringung ihrer Kulturen wie in Renaissance vergangener Kulturen und Kulturelemente derart betrachten, daß sich immer wenigstens einige spätere Kulturen, obgleich sie in den selben seelischen Entwicklungsstufen verlaufen, doch zugleich durch größeren Reichtum und stärkere Vielseitigkeit ihrer Erscheinungen vor früheren Kulturen auszeichnen. Ob sich dabei in dem Wachsen dieser seelischen Ueberschüsse gleichsam ein klarer Gang der Entwicklung und damit auch, wenngleich in nur nebelhaften Umrissen, ein gewisses Ziel erkennen lassen wird: wer weiß es? Einstweilen kann es nur die Aufgabe sein, den Verlauf der seelischen Entwicklungsstufen der verschiedenen menschlichen Gemeinschaften im Einzelnen festzustellen und die näheren, sich ihrem Kerne nach ebenfalls wiederholenden Umstände genauer aufzuklären, unter denen Diosmosen, Rezeptionen und Renaissance der Kulturen verschiedener menschlicher Gemeinschaften unter einander stattfinden. Dies sind die nächsten, an sich schon unendlich ausgedehnten weltgeschichtlichen Aufgaben.

Aber es wird Zeit, aus der Besprechung so uninteressanter Dinge zu den nationalen und damit zur deutschen Geschichte, und innerhalb der deutschen Entwicklung wiederum zu dem noch engeren Kreise ihrer ersten geschichtlich erkennbaren Zeiten, dem Thema des vorliegenden Bandes, zurückzukehren. Da ist dann zunächst mitzutheilen, daß dieser Band für die neue Auflage im Einzelnen sorgsam durchgesehen worden ist; nur wenige Blätter sind ohne Aenderungen geblieben. Sind diese Aenderungen vielfach freilich nur stilistischer Art, so ist der Grund hierfür doch nicht allein in dem Umstand zu suchen, daß der Verfasser den Text der neuen Auflage gegen Ende einer längeren Urlaubzeit und fern von größeren Bibliotheken abschließen mußte. Eine volle Ansdnzung der neueren Spezialliteratur würde bei dem Charakter des zu revidirenden Werkes jetzt doch nur dann gelohnt haben, wenn sich zugleich wesentlich neue Gesichtspunkte für die begriffliche Grundlage der Darstellung ergeben haben würden. Solche Gesichtspunkte sind aber in der Forschung bisher kaum aufgetaucht; und so weit sie dem Verfasser persönlich nahegetreten sind, ist er nicht in der Lage, sie alsbald genauer zu verfolgen, da seine nächste Pflicht ihn gebieterisch auf die Vollendung der späteren Bände des Werkes hinweist.

Doch mag nach zwei Seiten hin hier wenigstens angedeutet werden, in welcher Weise sich für die Darstellung der ältesten deutschen Geschichte veränderte und bessere Grundlagen gewinnen lassen.

Zunächst kommt hier die Wirtschaftsgeschichte in Betracht. Auf diesem Gebiete erscheint es dem Verfasser als größter, übrigens bisher noch von Niemand erkannter oder wenigstens öffentlich erwähnter Fehler seiner Deutschen Geschichte, daß es bei deren erster Konzeption noch nicht gelungen ist, die Entwicklung der Wirtschaft (und damit vielfach auch der Gesellschaft) auf ihren rein seelischen Ausdruck zu bringen. Die wirtschaftsgeschichtliche Arbeit hat sich bekanntlich in vielen Stücken im Sinne einer Analogiebildung zu jener in der Rechts- und Verfassungsgeschichte entfaltet. Wie bei dieser die Entwicklung anfangs als Geschichte nicht so sehr des Rechts- und Verfassungsgedankens, geschweige denn der seelischen Voraussetzungen dieses Gedankens gefaßt worden ist, sondern vielmehr einfach die Einrichtungen, das äußere Gewand, in das dieser Gedanke und diese Seele sich kleiden, bearbeitet worden sind: so ist auch die Wirtschaftsgeschichte anfangs Geschichte der äußeren Ansicht der Wirtschaft gewesen und ist es im Grunde noch heute. Niederge schlagen hat sich diese äußerliche Betrachtung besonders charakteristisch in den Versuchen einer Gesamtübersicht der wirtschaftlichen Entwicklung: von der alten Theorie der Wirtschaftsstufen nach Jagd-, Jäger-, Hirtenvölkern u. s. w. an über die Stufen disposition nach Natural-, Geld- und auch wohl Kreditwirtschaft hinweg bis zu den neueren, innerlich freilich schon viel höher stehenden morphologischen Theorien. Denn was alle diese Lehren kennzeichnet, ist im Grunde doch das Ausgehen von dem äußeren Kleid des Wirtschaftsgedankens, dem Ergebnis des Wirtschaftstriebes. Heutzutage aber — und ich habe diesen Gedanken schon seit einem Jahrzehnt in Freundeskreisen wie öffentlich in Vorlesungen ausgesprochen — genügt eine solche Auffassung nicht mehr: sie muß verinnerlicht werden. Nicht die Entfaltung der Wirtschaftseinrichtungen, vielmehr die Entwicklung des Wirtschaftsinnes bildet den eigentlichen, centralen Gegenstand der Wirtschaftsgeschichte.

Man wird nun verstehen, was ich mit der Bemerkung meinte, die Behandlung der Wirtschaftsgeschichte sei der größte Mangel bei der ursprünglichen, ihrem Kerne nach vor mehr als zwanzig Jahren erfolgten Konzeption meiner Deutschen Geschichte. Diese Geschichte geht darauf hinaus, die Gesamtentwicklung als einen Verlauf großer, den Haupterscheinungen nach sozialpsychischer Entwicklungsstufen zu erklären: sie ist also ausgesprochen psychologischer Natur. Bei diesem ihren Charakter, der für die im engeren Sinne geistige Entwicklung voll durchgebildet ist, begreift es sich, wie schwer es empfunden werden mußte, wenn die wirtschaftsgeschichtlichen Erscheinungen nebst der Fälle jener historischen Vorgänge, die sich zunächst auf ihnen aufbauen oder von ihnen abhängen, nicht auf ihren psychischen Nenner gebracht werden konnten, sondern für das geschichtliche Verständnis auf der Stufe des Institutionellen haften blieben. Es ergab sich auf diese Art nicht eigentlich eine Einheit, sondern ein Parallelismus der geschichtlichen Anschauung, den ich wohl dem psychophysischen Parallelismus zu vergleichen gesucht habe: auf der einen Seite stand die sogenannte geistige, auf der anderen stand die sogenannte materielle Kultur; augenscheinlich hingen Beide mit einander zusammen, denn schon die Chronologie des Ablaufes ihrer beiderseitigen Perioden war identisch. Dennoch gelang es nicht, ihren innerlichen Zusammenhang mehr als andeutend klar zu legen; unbegreiflich blieb, warum gerade dieser Periode geistiger Vorgänge jene Periode materieller entsprach. Es

fehlte die Psychisirung der Wirthschaftsgeschichte in dem Sinne, daß ihre Entwicklung als eine Entwicklung seelischer Triebe und Eigenschaften erfaßt wurde. Ich habe diesen Fehler, wie gesagt, etwa 1895 erkannt und schon damals die Forderung seelischer Wirthschaftsstufen betont. Gesah Dies aber gegenüber Nationalökonomien, und selbst den geistreichsten gegenüber wohl von heutzutage, so hieß es immer: Gewiß, Sie haben Recht; aber die Sache ist zu schwer.

Zu schwer? Sollte sich der Weg nicht finden, wenn das Ziel feststeht? So viel ist freilich klar: psychische Perioden der Wirthschaftsentwicklung lassen sich nur von Jemand aufstellen, der auch die sonstige seelische Entwicklung übersieht, der nicht bloß Nationalökonom ist, sondern auch im weiteren Sinne vergleichender Historiker. Und freilich: auch bei der angedeuteten Kombination von Kenntnissen und Forschungsrichtungen ist die Sache schwer, sehr schwer, wenn man den Stier bei den Hörnern packen, dies Problem etwa aus den verwickelten Verhältnissen der Gegenwart heraus lösen will. Man muß hierfür vielmehr in die einfachsten Verhältnisse urzeitlicher Kulturen zurückgehen.

Und hier verknüpft sich nun das neue Bedürfnis der Wirthschaftsgeschichte mit einer zweiten Seite moderner Forschung, deren weitere Entwicklung für eine Umgestaltung des ersten Bandes dieser Deutschen Geschichte als Vorbedingung aufgestellt werden muß: mit den Bedürfnissen und der Entwicklung der urgeschichtlichen Forschung.

Zunächst: urgeschichtliche Forschung ist heute auch völkertkundliche Forschung; denn ohne eine eingehende Kenntniß der Entwicklungsmomente jener Völker, die mit den Germanen der Urzeit auf gleicher oder verwandter Kulturstufe standen oder stehen, ist heutzutage das höchste eben noch erreichbare Verständniß der Quellen zur ältesten deutschen Geschichte nicht mehr zu denken.

Bietet nun aber die vergleichende völkertkundliche Forschung das einschlägige Material schon durchaus geordnet dar? Oder hat sie es wenigstens schon in einem Sinne aufzuarbeiten begonnen, der dem Entwicklungsgebanken in seiner Anwendung auf primitive Kulturstufen vollauf gerecht wird? Keineswegs. Auch hier überwiegen in der Forschung noch vielfach rein beschreibende Momente; und neben einer den Stoff nur äußerlich zusammenfassenden Archäologie der Urzeit stehen im Ganzen höchstens Versuche, den Entwicklungsfaden von irgend einer partiellen Seite her, der der Religion oder der Wirthschaft oder der Kunst u. s. w., aufzunehmen. Was dagegen fehlt oder, zum Beispiel in dem schönen Buche von Schurz, erst den frühesten Anfängen nach vorhanden ist: Das ist das Auffuchen der central treibenden seelischen Vorgänge, die Psychisirung gleichsam auch dieser Materien.

Man sieht, wie hier die Forderung einer Umgestaltung der Wirthschaftsgeschichte mit der Forderung eines psychologischen Ausbaues der Wissenschaft von den ältesten Kulturstufen zusammentrifft: so weit es sich um die ältesten Wirthschaftsvorgänge handelt, erscheint sie als eine Theilforderung dieser.

Nun sind allerdings die ersten Anfänge einer Periodisirung der sogenannten vorgeschichtlichen Zeiten in Kulturzeitalter vorhanden; und würden sie bald zu festereu Ergebnissen führen, so wäre damit die Psychisirung der Entwicklungsvorgänge primitiver Kulturen vollzogen. Vor Allem läßt sich hier wohl als communis opinio anführen, daß einer allerfrühesten Zeit bloßer Negung

des menschlichen Spieltriebes eine Zeit des Animismus und dieser eine solche des Symbolismus überall gefolgt sein müsse; oder es erscheinen wenigstens Spieltrieb und symbolisches Geistesleben als polare Gegenätze der gesammten Entwicklung. Wie aber innerhalb solcher Entwicklung, falls sich ihre Annahme bewährt, die Dinge im Einzelnen zu fassen und zu ordnen sind, Das hat die Forschung doch noch durchaus nicht abgeklärt: und nur entschiedene Fortschritte der Völkerkunde auf Grund eingehendster Studien werden hier weiter führen.

Wie aber sollte unter diesen Verhältnissen die sichere Anwendung der Ergebnisse der vergleichenden Völkerkunde auf das besondere Verständniß der geschichtlichen Quellen zur germanischen Urzeit schon möglich sein? Es muß hier noch länger auf die Aufstellung völkerkundlich haltbarer Gesammtergebnisse gewartet werden: und der Verfasser muß sich mit der Hoffnung bescheiden, vielleicht in einer späteren Auflage einmal ein Ziel praktisch erstreben zu können, zu dem er den Weg einstweilen nur theoretisch erschlossen sieht.

Im Uebrigen wird dem Leser bekannt sein, daß das Erscheinen der Deutschen Geschichte Anlaß zu Untersuchungen methodologischen Charakters gegeben hat, die sich eben so sehr über fast alle Stätten geschichtlich gelehrter Arbeit ausdehnten, wie sie eingehend waren: wohl alle großen Fragen der logischen, psychologischen und auch philosophischen Fundamentirung der Geschichtsschreibung und der Geschichtswissenschaft sind bei dieser Gelegenheit mit mehr oder minder starkem, gelegentlich wohl auch mit blindem Eifer erörtert worden. Da verstand es sich denn von selbst, daß der Verfasser an diesen Verhandlungen ausgiebig theilgenommen hat; und so erscheint es ihm jetzt als eine nicht wohl zu umgehende Pflicht, die Akten in einem Anhang zu dieser Vorrede kurz zu verzeichnen.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Benefizvorstellung.

In Börjenspalast der Burgstraße ging es während der ersten Dezemberwoche wieder recht vergnügt her. Die Kurse hatten sich gegen den tiefsten Stand durchschnittlich fast um 20 Prozent erhöht und in den leitenden Werthen gab es noch täglich große Abschlüsse zu steigenden Preisen. Sieht es nicht gar so trostlos aus wie im vorigen Dezember, kurz nach dem Zusammenbruch der Sandenbanken, dann pflegt man, um das alte Jahr würdig und festlich zu schließen, stets eine Haufe in Szene zu setzen. Cui bono? Nach altem Brauch veranstaltet die Börse mitunter Benefizvorstellungen zu Gunsten der Banken; und dazu gehören die Jahresabschlusshaufen. Die Bankdirektoren, die ja bekanntlich im Hause der Aktionäre mehr Herren sind als die Bankiers im eigenen Hause, müssen die lästige Kontrolle der Generalversammlungen über sich ergehen lassen. Und zur Vorbereitung dieser Prozedur verlangt das Gesetz die Aufstellung einer Bilanz. Was es heutzutage heißt, ohne erröthend Zerbindens und Schostags Spuren zu folgen, eine einigermaßen erfreuliche Bilanz aufzustellen, ist im vorigen Heft vom Herausgeber in einer Wlosse über den noch nicht veröffentlichten Geschäftsbericht der

deutschen Regierungen angedeutet worden. Es ist wahrhaftig nicht leicht, selbst für tüchtige Aktien Direktoren nicht, weise zu verbergen, was des Jahres Mißgeschick nun einmal an Verlusten beschert hat. Bei den Banken wird der Schleier zur Verhüllung der jungfräulichen Bilanz meist aus den Abschläffen gewebt, die sich aus dem Effektenbesitz herausrechnen lassen. Jedes Prozentchen, das man am Kursstand bis zum Jahreschluß gewinnt, wird deshalb mit besonderer Freude begrüßt. Eigentlich giebt es ja keinen besseren Maßstab für den Aktionär einer Bank als die jeweilige Börsennotiz. Das große Publikum bildet sich ein, der Kurs bezeichne den Preis, zu dem man nun das ganze Aktienkapital umsetzen könne. In Wirklichkeit ist natürlich schon in normalen Zeiten der Kurs das Ergebnis ganz geringer Umsätze. Jetzt aber ist der Kurs gar zur Karikatur eines allgemein gültigen Preises geworden; denn die sogenannten Kassaeffekten liegen, wie der Briefmarkensammler sich ausdrücken würde, immer in „kompletten Sägen“ in den Schränken der Banken. Mit 1000 oder 2000 Mark Umsatz stellt die Bank sich den Kurs her. Und deshalb war es ihr gerade diesmal leicht, die Kurse in die Höhe zu bringen. Wenn sie mit dem Ankauf von insgesamt 15000 Mark den Kurs, wie es bei manchen Papieren geschehen ist, um 40 bis 60 Prozent erhöht, so sind diese Papiere, deren Betrag vielleicht eine Million übersteigt, plötzlich um 60 Prozent werthvoller geworden. So ins Auge fallende Preissteigerungen braucht man jetzt, weil der Besitz der Banken so groß ist und weil die Kurse gegen die Einstandspreise sich doch recht, recht niedrig stellen.

Nur scheinbar wird diesmal das Bankbenefiz von der Börse veranstaltet; thätlich veranstalten die Banken es selbst: sie sind jetzt ja die unumschränkten Herren der Börse und ziehen die Drähte, an denen die Puppen tanzen. Eifriger als je wird in den Bankbüreau gearbeitet. An die gesammte Kundschaft wurden Alarmbriefe versandt, worin weislichweise auseinandergesetzt ward, daß die Effektenkrisis nun doch vorbei sei und man von einer Erstarung des Vertrauens an der Börse einen Vortheil für die Industrie erwarten dürfe. Die Kundschaft scheint auch auf den Reim gekrochen zu sein; und wo sie nicht willig folgte, da wurde sie langsam, aber sicher durch die fortwährenden Kurssteigerungen aufgeregt, die von den Banken auch deshalb leicht zu arrangiren waren, weil die Kontremine sich etwas zu weit vorgewagt hatte und so schon der leisesten Nachfrage eine Aufwärtsbewegung folgen mußte. Mit schlauer Absicht wurden gerade die kleinen Börsenleute wieder in den Strom geführt; und sie, die froh waren, endlich wieder einmal Tage flotten Geschäftes begrüßen zu dürfen, warfen sich mit wildem Eifer in die Bewegung. Einzelne Großkapitalisten der berliner Börse — was man heute so „groß“ nennt! — gaben sich Mühe, durch fortgesetzte Käufe die entstandene Erregung zu nähren, — und so umweckte nach langer Zeit denn wieder ein kleiner Hauffestaumel die Köpfe.

Kein ungünstiges Symptom, kein übles Gerücht konnte die Kaufstimmung zerstören: nicht die Generalversammlung der Dortmunder Union, wo die Diskontogesellschaft von dem „Versuch“ einer Sanirung sprechen mußte, nicht der Kampf um den Zolltarif noch der amerikanische Kupferkrieg. Von Tag zu Tag gewann die Zuversicht Boden und einzelne Makler gingen, wie in der Glanzperiode, mit einem Engagement von 40000 Thalern belastet, von der Börse heim. Als die Bankaktien ein recht ansehnliches Kursniveau erreicht hatten und

vorläufig nicht höher zu bringen waren, erkor man eine neue Spezialität: die Aktien von Gelsenkirchen. Dieses Bergwerk galt sehr lange für eine unserer feinsten Gesellschaften. Es war gewissermaßen die glänzende Paradennummer der Diskontogesellschaft und sollte den dunklen Fleck der Dortmunder Union in Nacht und Vergessen tauchen. Im Jahr 1899 aber wurde die bei der Dortmunder Union mit so geringem Erfolg erprobte Fusionierungsmethode auch bei Gelsenkirchen angewandt, dem die Zechen Bonifazius aufgehalst wurde. Daß diese Fusion kein gutes Geschäft war, wird später erkannt und beseufzt werden. Aber Gelsenkirchen fördert anerkannt gute Kohle und muß deshalb noch immer als eins unserer besten Werke angesehen werden. Da tauchte vor einigen Wochen plötzlich die Kateridee auf, dieses Bergwerk sei bestimmt, die Zechen Hansemann von der Dortmunder Union zu übernehmen. Merkwürdig: Das gab Anlaß zu einer Pause. Inzwischen ist das Gerücht demontirt worden. Aber die gelsenkirchner Aktien steigen und man munkelt auch heute noch allerlei über die Zukunft der Gesellschaft. Auffällig ist dabei, daß zur selben Zeit Herr Wittgenstein in Wien eine große Montanhausse in Szene gesetzt und, wie verlautet, auch umfangreiche Käufe in gelsenkirchner Aktien vorgenommen hat. In Wien ist bekanntlich eine Hausse noch leichter zu machen als anderswo, denn die wiener Börse wimmelt von Leuten, die gern die größten Engagements eingehen, weil sie nichts zu verlieren haben. Fünf Gulden in der Tasche, einen Pelz für zwaitausend Gulden auf dem Leib und im Herzen den festen Vorsatz, Verluste nicht zu bezahlen, weil schließlich nur ein Lump mehr giebt, als er hat. Gerade diese unsicheren Rantonisten spielen auf unserem Montanmarkt jetzt eine große Rolle.

Seit einiger Zeit treten als Käufer auf den Kohlenmarkt mittlere Spekulantenfirmer, deren großen, all die angekauften Aktien verschlingenden Kunden kein Mensch kennt. Die Sache wird so geheimnißvoll betrieben, daß eins dieser Bankhäuser den Namen seines Kunden gar nicht in seinen Büchern führt, sondern ein Konto X. angelegt hat. Hoffentlich sind die Chefs so gut in der Algebra beschlagen, daß sie diese Gleichung mit einem Unbekannten auch richtig zu lösen vermögen. Wie viel sie als Resultat für X. herausbekommen? Das dürfte wohl davon abhängen, wie nach der Dezemberliquidation die Kursbewegung der Kohlenaktien sich gestaltet. Nicht unwichtig ist für diese Regelbetri die Thatsache, daß die Banken bei der augenblicklichen Kurssteigerung schon wieder verkaufen. Zu ihnen scheint die Erkenntniß gebrungen zu sein, daß man die Weihnachtsbäume nur mit Baargeld, nicht aber mit Buchforderungen schmücken kann. Ihnen nützt kein Konto X, wenn das Exempel nachher mit der Gleichung schließt: $x = 0$.

Vltus.



Bücherliste.

Nieder sollen hier, wie seit Jahren, den Freunden der „Zukunft“ ein paar leistungswertige Bücher empfohlen werden, alte und neue, Runition, nach Montaignes gutem Wort, für den Kampf, in den uns das Leben zwingt, zuverlässige Kameraden und aesthetisch zimmerreine Verkürzer schleißender Stunden. Für Kinder und Ge-

wachsende: die Märchenbücher der Brüder Grimm, Andersens, Bocksteins, Hauffs, Richters. Das Buch der Erfindungen. Uhlands Gedichte. Tegners „Fritjofsage“. La Fontaines Fabeln. Niebuhrs „Griechische Heroengeschichten“. Buschs „Hudebein“ und „Mag und Moris“. Kate Greenaways Kinderbücher. Dehmels „Fitzebüße“. Brausewitters „Anekt Ruprecht“. Kreibolds „Schlafende Bäume“ und „Blumenmärchen“. Speckters „Geflügelte Kater“. Die vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß gesammelten „Thiergeschichten“. Johanna Spyris: „Geschichten für Jung und Alt“ und „Was aus ihr geworden ist“. Defoes „Robinson“. Coopers „Leberstrumpf“. Sohntreys „Friedefische“. Rosengers „Deutsches Geschichtenbuch“ und „Waldjugend“. Storms „Vole-Poppenpaler“. Schalks „Heldenjagen des deutschen Volkes“. Kunhardts „Wanderjahre eines jungen hamburger Kaufmannes“. Prellers „Ilias“. Zegerlohens „Nibelungenlied“. Natürlich muß bei der Auswahl das Alter und die individuelle Entwicklung berücksichtigt werden. Wertvolle Rathschläge bietet das vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß sorgsam zusammengestellte Verzeichniß. Für Erwachsene: „Kaiser Wilhelm I und Bismarck“. „Aus Bismarcks Briefwechsel“. „Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin“. Der ganze Nietzsche; auch der neuste Band der „Nachgelassenen Werke“, der die Skizzen zur „Umwerthung aller Werthe“ enthält. Rauthners „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“; und neben diesem nach tausend Richtungen anregenden Werk von den älteren Büchern Rauthners: „Kantippe“, „Dyppathia“, „Dilettanten Spiegel“, „Märchenbuch der Wahrheit“. Lamprechts „Deutsche Geschichte“ mit dem Ergänzungsband „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“. Breyfigs „Kulturgeschichte der Neuzeit“. Simmels „Philosophie des Geldes“. Burdhardts „Griechische Kulturgeschichte“, „Cicerone“, „Renaissance“. Zentisch „Robbertus“ und „Friedrich List“. Vily Braun: „Frauenfrage“. Die bei Fischer erscheinende, nach englischem Muster wunderschön ausgestattete „Pantleon-Ausgabe“, die bisher den Faust I, den Kahlhaas und den Sommernachtsstraum gebracht hat. Die vom selben Verlag veranstaltete Gesamtausgabe der Dramen Ibsens, deren Uebersetzungen gut, deren Vorreden leicht herauszuschneiden sind. Gobineaus „Ungleichheit der Menschenrassen“. Daedels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, „Anthropogenie“ und „Welttrübsel“. F. A. Langes „Geschichte des Materialismus“ und „Arbeiterfrage“. Voges „Mikrokosmos“. Frögners „Kanna“ und „Zend-Avesta“. Nachs „Analyse der Empfindungen“. Wundts „Völkerpsychologie“. Durleys „Soziale“ und Gumploviczs „Soziologische Essays“. Pastors „Geschichte der Päpste“. Goethes „Loyola“. Friedrichs „Kampf um die Vorkherrschaft in Deutschland“ und „Benedel“. Ehrenbergs „Zeitalter der Juggel“. Bergers „Luther“. Paulsens „Kant“ und „Einführung in die Philosophie“. Lewis „Gedanken aus Goethes Werken“. Niehls „Kulturstudien“. Kapels „Völkerkunde“ und „Politische Geographie“. Schurps „Urgeschichte der Kultur“. Boelsches „Goedel“ und „Liebesleben in der Natur“. Grimms „Goethe“, „Raffael“, „Michelangelo“ und „Essays“. Ruthers „Jahrhundert französischer Malerei“ und „Geschichte der Malerei“. Woermanns „Geschichte der Kunst“. Whistlers „Gentle art“. Liebermanns „Israels“. Die billige Ausgabe von Sybels „Begründung des Deutschen Reiches“. H. von Simons „Eduard von Simson“. Tschudis „Ranet“. Gurlitts „Deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert“. Treus „Reunier“. Lichtwarfs „Uebungen“ und „Arbeitsfeld des Dilettantismus“. Schmidts Boedlin-Biographie, die zum großen Boedlin-Werk der Photographischen Union gehört. Schicks und Floerkes Erinnerungen an Boedlin. Meister Eckerts

(bei Dieberichs erschienene) „Ausgewählte Werke“. Gedichte von Royalis, Döbberlin, Annette Droste, Hebbel, Keller, Musset, Verlaine, Mörike, Fontane, Freyse, Ellencron, Dehmel, Hofmannsthäl, Julius Hart, Avenarius, Salus, Falke, Suse, Spittlers „Lachende Wahrheiten“. Schulze-Naumburgs „Häusliche Kunstpflege“. Kustins Gesammelte Werke. Hofstetters „Haus des Lebens“. Maeterlincks „Leben der Bienen“. Wischers „Auch Einer“, „Kunst und das Schöne“, „Shakespeare-Vorträge“. „Zwischen zwei Kriegen“ von Theodor von Bernharbi, der neuste Band der Tagebücher. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ und „Verwischte Aufsätze“. Montaigne. Laine. Renan. Pascal. Balzac. Jaccollets *Législateurs religieux*. Grazians „Kunst der Weltflucht“. Ferris „Verbrechen als soziale Erscheinung“. Lawrows „Historische Briefe“. Rohdes „Psyche“. Hebbels „Tagebücher“ und „Briefe“. Die bei Bruns erschienenen Ausgaben von Multatuli und Baudelaire. Anzengrubers Dramen, „Sternsteinhof“, „Schaubied“ und die von Bettelheim herausgegebenen „Briefe“. Stendhals „Roth und Schwarz“ und „Chartreuse de Parme“. Flauberts „Salambo“ und „Madame Bovary“. Der ganze Gottfried Keller. Raabes „Horader“, „Wunnigel“ und „Hungerpastor“. Meyers „Novellen“ und „Kinder der Welt“. Die Gesammelten Werke der Ebner-Eschenbach. Garniers *Rabelais*-Ausgabe. Hedwig Dohm: „Sibylla Dalmar“. Von Andros: Salomé: „Ra“. Gabriele Nenter: „Aus guter Familie“. Holde Kurz: „Bon bazumal“. Klara Viebig: „Das tägliche Brot“. Schniplers *Schleier der Beatrice*. Holländers „Weg des Thomas Trud“. Thomas „Auffor Karlsen“ und „Großheiten“. Lotte Gubalke: „Die Bilsteinier“. Martiots „Geistlicher Tod“ und „Seine Gottheit“. Helene Böhlau: „Kangirbahnhof“ und „Halbthier“. „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“. „Die Kunst“ (Bruckmanns) und „Das Museum“ (Speemanns Verlag). Fuchs und Kraemer: „Die Karikatur der europäischen Völker“. Griebachs Hoffmann-Ausgabe. Ricarda Fuch: „Rudolf Urlexu“ und „Komanit“. Saars „Camora obscura“. Kurt Vahwig: „Seifenblasen“. Tilliers „Onkel Benjamin“. Constants „Adolphe“. Mistrals „Mirëio“. Hans von Bülow: „Briefe und Schriften“. Chrysandors „Händel“. Büchers „Rhythmus und Arbeit“. W. von Seidlig: „Rembrandts Radirungen“. F. X. Kraus: „Geschichte der christlichen Kunst“. Justis „Belazquez“. Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, „Worte Christi“ und „Drama Wagners“. Schmidts „Haydn“. Graf de Bray: „Diplomat alter Schule.“ Pochhammers neue Uebersetzung der Göttlichen Komödie. Eudens „Lebensanschauung der großen Denker“. Franceschinis „Woher und Wohin?“ Lynkeus: „Phantasten eines Realisten“. Soen Langes „Hertza Junker“. Rilkes „Die Besten“. Das besonders für Bergsteiger interessante Sammelwerk „Alpine Reisejäten“. Endlich noch ein Kinderbuch aus der Gefühlsphäre des proletarischen Kampfes: „Feierabend“ von Emma Adler. . . Das ist kein „Reißfaden“ durch die alte und neue Literatur; soll auch keiner sein. Was sich gerade in die Erinnerung drängte, wurde notirt. Stolze Erdenkinder, die auf Persönlichkeit in Goethes Sinn halten, müssen sich selbst ihre Bücher wählen. Hebbel schrieb einmal: „Sich gewisse Bücher in gewissen Händen denken! Falstaff zum Beispiel, wie er Werthers Leiden liest!“ Dieser modernste deutsche Dichter sprach auch ein Wort, dem man vor dem Einkauf der Weihnachtbücher, nicht erst im Laden, ein Weilchen nachdenken sollte: „Neue Bücher sind oft nichts als Hülfsblätter des Tages; alte Bücher, die neu geblieben sind, müssen von einem interessanten Individuum ausgegangen sein und einen großen Gehalt, sei es nun subjektiver oder objektiver Art, in sich aufgenommen haben.“